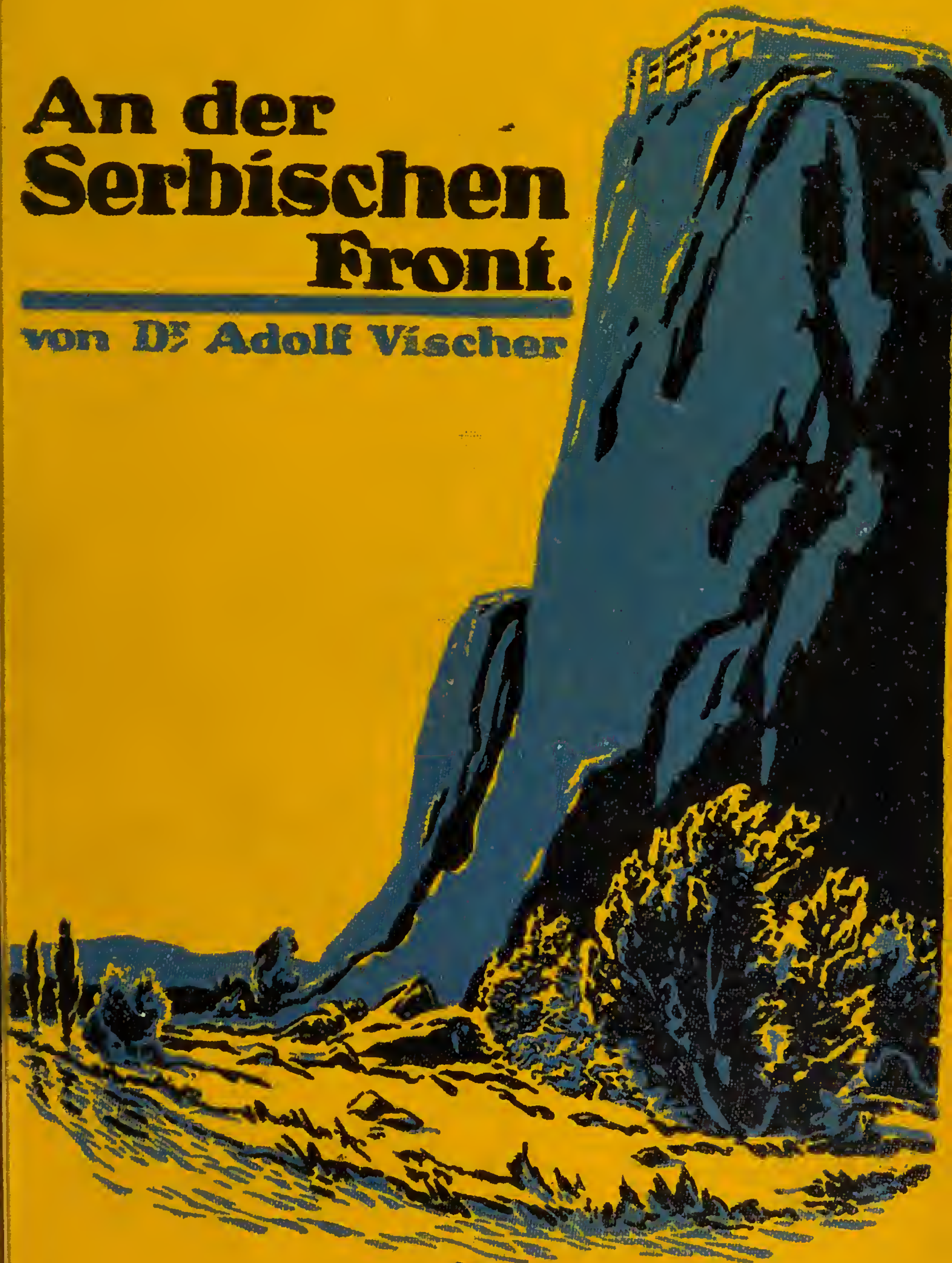
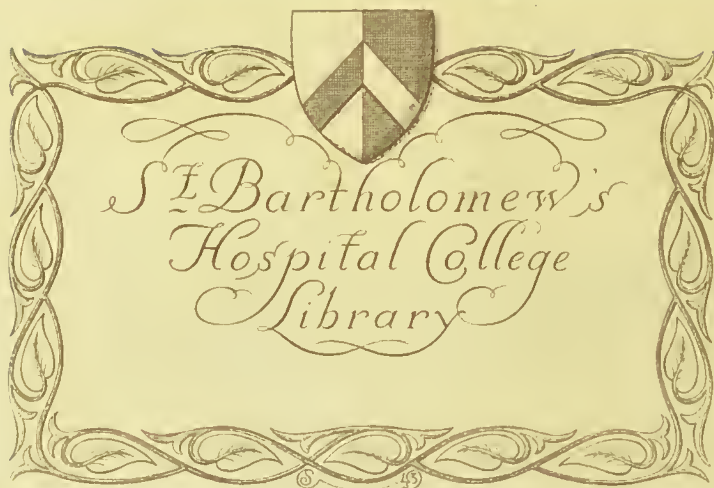
An der Serbischen Front.

von Dr. Adolf Vischer




St Bartholomew's
Hospital College
Library


22102385511



1. Dr. Eduard Stierlin

Phot. Milan Jowanowitsch

Dr. Christoph Socin

Dr. Adolf Vischer

Dr. V. M. Subotitsch,
Sekretär des Serbischen Roten Kreuzes

Mr. H. Thursfield
with
Author's Compliments
18. X. 15

An der Serbischen Front

Erlebnisse eines Arztes auf dem serbisch-türkischen Kriegsschauplatz
1912

Von

Dr. Adolf L. Vischer



Basel
Kober C. F. Spittlers Nachfolger
1913


WELLCOME
LIBRARY
INSTITUTE

Meiner Mutter

Vorbereitungen und Abreise.

Als in den ersten Oktobertagen 1912 die Anzeichen eines Krieges auf der Balkanhalbinsel sich mehrten und immer deutlicher wurden, da faßte ich gleich den Entschluß, als Arzt den bevorstehenden Feldzug mitzumachen. Die Ereignisse lösten sich nun rasch ab; Bulgarien und Serbien hatten schon am 30. September die Mobilisierung ihrer Heere angeordnet, Griechenland und Montenegro folgten am 1. Oktober. Auf diese Drohung der Balkanstaaten antwortete die Türkei und stellte ihre Armee auf Kriegsfuß. Es folgten dann die Versuche der Großmächte, durch Vorstellungen, Beschwichtigungen und Drohungen die Balkanstaaten vom Kriege abzuhalten. Doch umsonst. Schon am 8. Oktober erklärte das kleine Montenegro den Krieg an das mächtige ottomanische Reich. Die am 17. Oktober erfolgte formelle Kriegserklärung an Bulgarien und Serbien machte schließlich jedem Zweifel ein Ende. Ein gewaltiger Krieg hatte begonnen.

Damit war der Augenblick des Handelns gekommen. Inzwischen hatte mein älterer Kollege, Dr. Eduard Stierlin, sich auch entschlossen, nach dem Balkan zu

reisen. Wir einigten uns zu einer gemeinsamen Expedition. Dies wurde aber nur dadurch möglich, weil unser Chef, Herr Professor de Quervain, Direktor der chirurgischen Klinik zu Basel, unsern Plänen sofort seine Unterstützung entgegenbrachte.

Wir schickten darauf mehrere telegraphische Anfragen an die Roten Kreuze der Balkanstaaten. Vom serbischen Roten Kreuze kam in kurzer Zeit schon die Antwort: Acceptons, remercions, prions de venir immediatement. Croix rouge serbe. Auch vom serbischen Kriegsministerium kam bald der klare Bescheid: Acceptons avec remerciments. Das „wohin?“ war für uns dadurch entschieden; wir einigten uns für Serbien. In der Tat hatten wir diesen in der Eile des Kriegsfiebers gefaßten Entschluß nie zu bereuen.

Nun kam die wichtige Frage der Ausrüstung an die Reihe.

Die Art der Hilfsaktion, welche von der Schweiz jeweilen bei einem auswärtigen Kriege in Gang gesetzt wird, bestimmt sich von Fall zu Fall nach der Höhe des Betrages, den eine freiwillige Sammlung erreicht. Dadurch ist ein sofortiges Eingreifen nicht möglich. Das ist natürlich ein Nachteil, da im modernen Kriege der Aufmarsch der Truppen schnell beendet ist und die entscheidenden Schläge bald erfolgen.

Unser Rotes Kreuz hat keine fertigen Ambulanzen zur Verfügung, die auf fremde Kriegsschauplätze geschickt

werden können. Wir durften uns also nicht aufs Abwarten einlassen, bis etwa mit freiwilligen Spenden eine große Expedition ausgerüstet werden konnte. Alle Anzeichen schienen darauf hinzudeuten, daß der gegenwärtige Krieg nicht von allzu langer Dauer sein werde. Wir beschlossen also, chirurgische Instrumente und Verbandmaterial in solcher Anordnung und Menge mitzunehmen, daß wir jedem chirurgischen Eingriff gewachsen waren. Für die Pflege und weitere Versorgung der Kranken vertrauten wir auf die serbische Mithilfe. Der Oberfeldarzt der eidgenössischen Armee — Herr Oberstleutnant Hauser — hatte uns in liebenswürdiger Weise das chirurgische Instrumentarium einer schweizerischen Sanitätskompagnie zur Verfügung gestellt. Wir nahmen dadurch die Verpflichtung auf uns, möglichst vielgestaltige Erfahrungen in der Kriegskrankenpflege zu sammeln. Herr Dr. Christoph Socin, Assistenzarzt der medizinischen Klinik zu Basel, schloß sich unserer Expedition auch an; er leitete die Beschaffung der nötigen Medikamente. Die Firma F. Hoffmann-La Roche in Basel versorgte uns in freigebiger Weise mit ihren vorzüglichen pharmazeutischen Produkten. Fünf Tage nach der Kriegserklärung waren wir reisefertig.

Die Zeit war reichlich ausgefüllt in den wenigen Tagen. Wir mußten uns Pläne und Empfehlungen beschaffen, uns feldmäßig ausrüsten. Berichte aus dem russisch-türkischen Kriege von 1878 mahnten uns an die

Winterkälte des Balkan, und so hieß es, auch warme Kleider mitnehmen. Die photographische Kamera durfte nicht fehlen. Wir mußten uns einer Wiederimpfung gegen Pocken unterziehen. Wir dachten auch, uns gegen Typhus zu vaccinieren; die Franzosen berichten von guten Erfolgen der Typhusschutzimpfung bei den Truppen in Marokko. Da aber der Organismus auf diesen Eingriff für einige Tage mit Kopfweh, Fieber und Gliederschmerzen zu antworten pflegt, so verschoben wir die Impfung auf die Reise, dann auf Belgrad; schließlich gaben wir sie ganz auf. Glücklicherweise mußte keiner von uns dies Versäumnis bereuen.

Unser Chef, Professor de Quervain, riet uns beständig zur Beschleunigung unserer Abreise. Es zeigte sich dann, daß das Gelingen unserer Mission zum großen Teil der Befolgung dieses Rates zuzuschreiben war. Wenn auch das eine oder andere bei der kurz bemessenen Vorbereitungszeit vergessen oder vernachlässigt worden war; es wurde alles wieder aufgewogen durch die großen Vorteile, die wir durch unsere frühe Ankunft erreichten.

Dienstag den 22. Oktober um Mittag verließ ich Basel. Ich sollte allein nach Budapest vorausreisen und dort mich über die Weiterreise erkundigen; hatten wir doch irgendwo gelesen, der Reiseverkehr von Budapest nach Serbien sei eingestellt. Meine Kollegen verließen Basel am Abend des nämlichen Tages.

Auf der einsamen Fahrt konnte ich in Ruhe Re-

flexionen anstellen über unser Vorhaben und über den Krieg selbst. Die vielen Wünsche von Freunden und Bekannten, die Befürchtungen, die uns ausgesprochen oder leicht verhüllt auf den Weg mitgegeben wurden, die vielen Prophezeiungen über den Ausgang des Krieges, ich konnte sie alle ruhig an mir vorüberziehen lassen. Nicht wenige sahen uns schon mit abgeschnittenen Nasen und Ohren oder sonstwie verstümmelt auf dem Brachfelde liegen. Von Achtung der Genfer Konvention sei keine Rede in einem Balkankriege, wo ja keine regulären Armeen, sondern Horden wilder Krieger sich gegenüber stünden, so sagte man.

Über die Serben selbst schienen sich die meisten Leute ihre Ansicht aus dem Simplizissimus geholt zu haben; Serbien stand so ziemlich im schlechtesten Rufe von allen Balkanvölkern. Wenn wir uns bisweilen über die Quellen dieser unvorteilhaften Meinung erkundigten, antwortete man ganz verwundert, das sei eben so, auf dem Balkan hause nur Gesindel, dazu brauche es keine Beweise. Über den Ausgang des Feldzuges war die Ansicht allherrschend, daß die Türkei siegreich sein werde; dafür bürgen General von der Goltz mit seinen deutschen Instruktionsoffizieren, die Krupp'schen Kanonen, die erprobte Tapferkeit des türkischen Soldaten und endlich die Überzahl der ottomanischen Armee. Höchstens Bulgarien käme als einigermaßen ernsthafter Gegner für die Türkei in Betracht. Irgend jemand mißbilligte auch

offen unsere Wahl für Serbien; er erklärte, für Ärzte sei es angezeigt, zur siegreichen Armee zu gehen, dort stehe es mit dem Sanitätsdienst stets besser. Nur Dr. Lardy aus Genf, der jahrelang in der Türkei gelebt hatte, sagte mir kurz vor der Abreise: „Sie werden sehen, die ottomanische Armee wird in wenigen Tagen total geschlagen sein; die türkischen Soldaten werden nichts zu essen haben; die Unordnung in der Türkei wird heillos sein.“

Ich selbst kannte die Türkei nur wenig. 1908 sah ich im nordafrikanischen Tripolis den alten Marschall Redscheb Pascha, einen Haudegen aus dem 1878er Kriege, als Gouverneur von Tripolitanien. Durch das Mißtrauen des Sultans wurde dieser Mann in Nordafrika ferngehalten. Dort reorganisierte er das Vilajet, machte die afrikanische Division kriegstüchtig, regierte nach Recht und Gerechtigkeit und blieb dabei ein echter Türke. Als ich zwei Jahre darauf wieder nach Tripolis kam, saß ein jung-türkischer General auf dem Statthalterposten, die Garnison war um die Hälfte vermindert worden — es war wenige Monate vor der italienischen Invasion; eigentliche Reformen wurden keine eingeführt, dagegen tranken die aufgeklärten Offiziere und Beamten offen in den Cafés ihren Schnaps. Bald darauf sah ich in Smyrna größere türkische Truppenmassen; eine Division schiffte sich eben nach Syrien ein, um im Hauran den Aufstand der Drusen niederzuwerfen. Die Leute schienen mir tadellos ausgerüstet; jeder Soldat trug ein neues

Khakikleid, solide Schuhe und moderne Waffen. In Konstantinopel konnte ich — wenn auch mein Aufenthalt dort nur kurz bemessen war — manches erfahren über den Kampf der alten und neuen Ideen, der seit dem Sieg der Jungtürken-Herrschaft ausgebrochen war. Ich hatte die Türkei nur in einem kleinen Ausschnitt kennen gelernt. Auf jeden Fall erwartete ich einen heißen Kampf.

Von München nach Wien reiste ich mit den Stadtvätern der Stadt Wien, die von einem Besuche in London heimkehrten. Einer der Herren teilte dem Bürgermeister von Wien, Dr. Neumayer, mit, es sei ein schweizerischer Arzt im Zuge, der nach dem Balkan reise. Dr. Neumayer richtete dann vor dem Aussteigen in Wien einige freundliche Worte an mich. „Mögen Sie viel Ruhm für die Schweiz ernten dort unten!" so schloß er. „Ja, dort unten, dort geht's jetzt los, dort beginnt der reinste Hexensabbat, doch glücklicherweise ist man hier in Wien noch weit vom Geschütz."

Nach 24 Stunden erreichte ich Budapest. Einen halben Tag hatte ich Zeit, um meine Vorkehrungen zur Weiterreise zu treffen. Nach Belgrad ging noch e i n Zug jeden Tag. Der Morgenzug, den wir vorhatten, zu nehmen, führte nur bis Semlin. Dann suchte ich das serbische Generalkonsulat auf und ließ unsere Reisepässe visieren. Der Konsul erklärte mir, daß er das Konsulat ganz allein besorgen müsse, alle seine Sekretäre und Angestellten seien zum Kriegsdienst eingezogen worden.

In Ungarn merkte ich aus gelegentlichen Unterhaltungen, daß die Leute nur unklare Vorstellungen von den Ereignissen auf der Balkanhalbinsel hatten. Man sprach mit sichtlicher Verachtung von den kleinen Balkanstaaten. Genaue Kenntnisse über diese Länder fand ich nicht; sondern die Leute begnügten sich, diese mit allgemeinen Bemerkungen abzutun.

Tags darauf in der Morgenfrühe erwartete ich meine Kollegen und bald darauf saßen wir im Schnellzug Budapest-Semlin. Es war ein wunderschöner, klarer Herbsttag. Der Zug sauste durch die ungarische Tiefebene direkt südwärts. Die Landschaft wechselte kaum auf der Fahrt: endlose, bis an den Horizont reichende Ackerfelder, die jetzt gepflügt wurden. Spärliche Ansiedelungen mit niedern Häuschen, die Gegend einzig belebt durch große Herden von Schafen und zottig behaarten Schweinen.

Um die Mittagszeit waren wir in Neusatz. Von der Bahn macht die Stadt mit ihren Türmen und Kuppeln einen bedeutenden Eindruck. Auf dem Bahnsteig herrschte ein reges Treiben: Magyaren, Zigeuner, Schwaben; jeder in seiner eigenen Tracht; die Frauen in dicken, kurzen Röcken von feurigen Farben. Nur durch einige herumstehende Offiziere wurden wir daran gemahnt, daß wir uns in demselben Reiche befanden, das wir vor 24 Stunden im Vorarlberg betreten hatten. In Neusatz selbst sollen Vertreter von sechs Volksstämmen beieinander hausen. Unmittelbar nach Neusatz fahren wir über

die Donau, die hier am Nordabfall der Fruschka Gora, der „Waldberge“, entlang einen östlichen Lauf nimmt. Auf dem Hügelzug, der sich gegenüber Neusatz erhebt, grüßen die Vorwerke und Bastionen der Festung Peterwardein. Die Bahn fährt nach überschreiten der Donau gleich in einem Tunnel unter dem Festungshügel hindurch.

Die Festung von Peterwardein ist sehr alten Ursprungs. In ihrer jetzigen Gestalt stammt sie aus den Zeiten des Prinzen Eugen. Peterwardein war ein Hauptpunkt der sogenannten Militärgrenze. Österreich hatte an seiner ganzen Grenze gegen die Türkei von Siebenbürgen bis zur Adria eine Zone geschaffen, die wie ein Riegel zwischen den Türken und Europa vorgeschoben war. In dieser Zone war jeder Mann Soldat vom 16. bis 60. Jahr. Die Offiziere waren die Obrigkeit, die Auditore und Profosse übten Gericht. An den Eingangstoren in die Türkei standen überall Quarantänehäuser, wo alle Reisenden eine Wartezeit verbringen mußten und erst noch geräuchert wurden, ehe ihnen Einlaß ins heilige römische Reich gewährt wurde. Erst als die Grenzen der Türkei immer weiter nach Süden verlegt wurden und zwischen Österreich-Ungarn und die Türkei die Balkanstaaten sich einschoben, wurde die Militärgrenze aufgehoben.

Bald erreichte uns wieder die Donau, die jetzt ihren Lauf nach Süden nimmt. Die Bahn fährt auf den west-

lichen Abhängen der Fruschka-Gora. Rechts grüßen die Rebberge mit lustigen, weißen Weinhäuschen. Unten in der Tiefe zieht langsam der mächtige Strom dahin. Seine Ufer sind von dichtem Wald und Gebüsch bestanden, die jetzt in zartesten Herbstfarben prangen. Jenseits des Flusses zieht sich, soweit das Auge reicht, die Ebene ostwärts und vereinigt sich am Horizonte mit einer stahlgrauen Wolkenbank.

Wir hielten an einer größeren Stadt mit einer kuppelbedeckten Kathedrale: es ist K a r l o w i t z , der Sitz des serbischen Patriarchen. Hier ist auch ein großes Seminar, wo die meisten Popen Serbiens ausgebildet werden. Die Gegend um Karlowitz wird S y r m i e n genannt und wird fast ausschließlich von Serben bewohnt. Diese Serben haben sich erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hier angesiedelt. Sie verließen um diese Zeit ihre alte Heimat, Albanien, um der türkischen Herrschaft zu entgehen, wanderten mit ihren Patriarchen nordwärts und ließen sich in dem Landstrich zwischen Donau und Save nieder. Seither bildet Karlowitz den Mittelpunkt des ungarländischen Serbentums.

Von Karlowitz ging es immer weiter südwärts, bis wir nach einstündiger Fahrt S e m l i n , die Endstation, erreichten. Unser Zug hatte sich auf der Fahrt ziemlich entleert. Die meisten Reisenden waren in Neusatz ausgestiegen. Der große Semliner Bahnhof schien ganz ausgestorben, nicht einmal die Fahrkarten wurden abver-

langt. Auf einem Nebengeleise stand der letzte Orient-expreß, der nicht mehr nach Serbien weitergelassen wurde. Im Speisewagen saßen hemdärmlig die Kontrolleure und vertrieben sich die Zeit mit Kartenspiel.

Mit uns stiegen noch drei junge Engländer von unternehmendem Aussehen aus. Sie führten ein stark gebautes Motordreirad mit, auf dem ein Kinematographenapparat angebracht war. Sie schienen vorzüglich ausgerüstet und hatten sogar Zeltmaterial und dergleichen mit. Wir merkten, daß wir in die Zone der Ereignisse kamen. Später vernahmen wir, daß die serbische Heeresleitung die Kinoleute weit hinter der Front zurückgelassen hatte. Schlachtenbilder konnten sie also keine aufnehmen — und mit Recht. Was soll das Elend und der Ernst eines Krieges noch zu Geschäftszwecken ausgebeutet werden?

Der Bahnhof von Semlin liegt auf der Anhöhe der alten Flußterrasse. Bis zum Landungssteg der Dampfboote führt ein längerer Weg. Wir requirierten einen Ochsenwagen, beluden ihn mit unseren Kisten und schritten neben dem Gefährt zum Fluß hinunter. Unterwegs kam uns ein Herr entgegen. Als er die roten Kreuze auf unsern Kisten sah, stellte er sich uns vor als Dr. Subotitsch, Sekretär des serbischen Roten Kreuzes. Wir hatten ihm von Budapest unsere Ankunft telegraphisch gemeldet, und nun kam er, uns in Semlin zu empfangen. Er hieß uns herzlich willkommen als erste ausländische

Ärzte auf dem Serbischen Kriegsschauplatz. Dr. Subotitsch lernten wir während unseres Aufenthaltes in Serbien schätzen und achten. Durch seine Liebenswürdigkeit hat er uns unsere Aufgabe wesentlich erleichtert. Auf ihm lastete die verantwortungsvolle Bürde der ganzen Rotkreuz-Organisation. Beim Landungssteg, wo wir geraume Zeit auf unsern Dampfer warten mußten, berichtete uns Dr. Subotitsch von den ersten siegreichen Grenzgefechten und von der guten Zuversicht, mit der Serbien dem Ausgang des Krieges entgegensehe. Leider zähle sein Land in Westeuropa wenig Freunde, sondern es sei verkannt und verachtet. Gestern sei noch ein Brief gekommen mit der Adresse „Croissant Rouge à Belgrade“, ein deutlicher Beweis, wie wenig bekannt der Balkan sei.



Phot. Dr. von Oettingen

2. Semlin, Zusammenfluß von Donau und Save, im Hintergrund Belgrad.



3. Belgrad: Dampfer auf der Save



4. Bahnwache des dritten Aufgebotes.

Belgrad.

Während diesen Gesprächen war unser Dampfboot gekommen und wir traten die Fahrt nach Belgrad an. Anfangs ging es direkt nach Süden, die Donau abwärts. Den südlichen Horizont nehmen die Hügel Serbiens ein; wir fuhren der Festung Belgrad zu, die sich am Nordabfall eines vorragenden Hügels erhebt. Vor der Festung ändert die Donau ihre Richtung und zieht in einem mächtigen Bogen nach Osten. Da wo sie den Bogen beschreibt, nimmt sie die von Westen kommende Save auf; auch diese ist ein stattlicher Wasserlauf. Unser Dampfboot fuhr nun in die Save ein und hielt schließlich am Landungssteg von Belgrad.

Das Rote Kreuz enthob uns allen Zollschwierigkeiten. Unsere mächtigen Materialkisten wurden von stämmigen Trägern — hier wie in der Türkei Hammal genannt — in unser vorläufiges Absteigquartier getragen. Wir stiegen zur Stadt hinan; die Straßen sind im untern Stadtteil schlecht, schmutzig und holprig. Je weiter wir hinauf kommen, desto besser wird es. Die Hauptstraße, die sich auf dem Kamme des Stadthügels dahinzieht, hat

Holzpflästerung. Hier stehen lauter große moderne Häuser, darunter ganz gediegene Bauwerke.

Unser erster Gang führte uns ins Rote Kreuz. Dort wurden wir dem Präsidenten General Franassowitsch vorgestellt. In den Magazinen fanden wir reichliche Vorräte an Verbandstoffen, Instrumenten und Kleidern aufgestapelt. Wir sahen, daß man dem Krieg nicht unvorbereitet gegenüber stand. In mancher Beziehung war der Kriegslärm vor vier Jahren wegen der Annexion Bosniens durch Österreich von Segen gewesen; denn schon damals sind für den Kriegsfall Vorkehrungen getroffen worden, die jetzt von großem Werte waren.

Bald suchte uns im Roten Kreuz Herr Henri Vögeli, derzeit Verweser des Schweizerischen Generalkonsulates, auf. Als ein vorzüglicher Kenner der serbischen wie der Balkanverhältnisse überhaupt, gab er uns manchen wertvollen Aufschluß über Land und Leute. Mit Rat und Tat unterstützte er unsere Unternehmung. Er und sein Bruder, Herr Christian Vögeli, der schweizerische Generalkonsul, den wir bei unserer Rückkehr in Belgrad trafen, erfreuen sich in Serbien des größten Ansehens. Rastlos sind diese Vertreter der Eidgenossenschaft bemüht, die Handelsbeziehungen zwischen der Schweiz und Serbien zu fördern.

In unserem Absteigequartier, dem Grand Hotel, waren wir beinahe die einzigen Gäste. Im Café hing eine Riesenkarte der Balkanhalbinsel. Davor standen

stets Gruppen von Leuten und diskutierten eifrig über die Kriegslage.

Auf der Straße, beim Abendkorso, fiel die kleine Zahl von Männern auf; überall machte sich der Krieg bemerkbar; in den Geschäften klagten die Inhaber über Personalmangel; im Hotel waren zu wenig Kellner; die Straßenbahnen hatten reduzierten Dienst; angefangene Neubauten waren unvollendet stehen gelassen. An den Kriegszustand mahnten auch die Abteilungen des Landsturmes, die zwei oder vier Mann hoch die Straßen durchschritten. Es waren dies Leute des dritten Aufgebots, das die Altersjahre 38—45 umfaßt. Sie tragen ihr braunes Bauernkleid, bewaffnet sind sie mit großkalibrigen Martinigewehren mit langem Bayonett, das sie stets aufgepflanzt tragen.

Wir vernahmen, daß die Stimmung beim Kriegsausbruch eine durchaus ruhige und selbstbewußte war. Jedermann wußte: ein schwerer Kampf steht bevor. Keine Demonstrationen mit Fahnen, Reden und Musik, wie bei der Annexionskrise. Der Abmarsch der Truppen aus der Hauptstadt hatte sich in aller Ruhe vollzogen. Die feurigen Reden, die einige Studenten hielten, um die Menge zu Schivio-Rufen zu begeistern, fanden keinen Widerhall.

Trotzdem bemerkte man nie Unwilligkeit über den Krieg. Es war in den letzten Jahren tüchtig gearbeitet worden; der Armee im besonderen hatte man große Sorgfalt gewidmet. Das Selbstvertrauen war wieder-

gekehrt, das man nach der Schlappe von Slivniza im Jahre 1885 verloren hatte. Wurde doch damals die serbische Armee von den Bulgaren bis nach Pirot zurückgeworfen; allerdings, so wurde uns berichtet, bot damals König Milan die Reservisten nicht auf, sondern führte nur die in Garnison stehenden 40,000 Mann ins Feld.

Was war eigentlich der Anlaß zum jetzigen Kriege? So leicht ist dies gar nicht zu beantworten. Im Frühjahr 1912 hatten die christlichen Balkanstaaten ihren Bund geschlossen zum Schutze der ihnen stammverwandten Christen im türkischen Reiche. Seit dem Herbst 1911 machte sich in den christlichen Balkanstaaten das Bestreben kund, sich gegenseitig aneinander zu schließen. Rußland begünstigte diese Pläne. Besonders Bulgarien war sehr eifrig dabei. Am 11. Oktober 1911 erfolgte die erste Besprechung zwischen dem bulgarischen und serbischen Ministerpräsidenten in einem Eisenbahnwagen zwischen Nisch und Sofia. Die Verhandlungen wurden den Winter über fortgesetzt, und am 13. März 1912 unterzeichneten Serbien und Bulgarien den Bündnisvertrag. Zwei Monate später, am 29. Mai, wurde ein Bündnis zwischen Bulgarien und Griechenland abgeschlossen, das bald darauf durch einen Vertrag zwischen Bulgarien und Montenegro ergänzt wurde.

Der Gedanke des Balkanbundes ist nicht neu. Schon im Jahre 1884 hielt der bekannte serbische Staatsmann Ristitsch eine Rede, wo er darauf anspielte: „Um zu be-

wahren, was wir erworben haben, müssen wir Freundschaften im Auslande finden. Diese müssen wir hauptsächlich auf der Balkanhalbinsel suchen. Der Bund der Balkanvölker ist keine Chimäre. In diesem Bunde müssen wir Orientalen unsere Zuflucht suchen. Ohne denselben bleibt unsere Zukunft ungewiß . . . ."

Daß die Balkanstaaten sich überhaupt einigen konnten, war merkwürdig genug und wurde von vielen für unmöglich gehalten. Die Mächte und die Türkei waren ja stets bemüht gewesen, diese Staaten in gegenseitigem Zwist zu erhalten. Abdul Hamid soll sich kürzlich geäußert haben: „Kaum waren die Jungtürken am Ruder, so vereinigten sich die Balkanstaaten. Meiner Politik gelang es während dreißig Jahren, diesen Bund zu vereiteln."

Vor 27 Jahren standen sich Bulgarien und Serbien noch auf dem Schlachtfelde gegenüber. Bulgarien und Griechenland hatten zwei rivalisierende Kirchen. Die in der Türkei lebenden Bulgaren hatten sich der Oberhoheit des griechischen Patriarchen entzogen und sich einem bulgarischen Bischof unterstellt; so kam das bulgarische Exarchat zustande. Diese kirchlichen Dinge spielen im Balkan eine ganz wesentliche Rolle, und zwar handelt es sich nicht um dogmatische Zwiste, sondern um hierarchische Fragen.

Wenn also diese Staaten zu einem Bunde zusammentraten, so mußte schon ein Endzweck dabei sein; dieser

war die endgültige Lösung der mazedonischen Frage, was soviel bedeutete als Aufteilung Mazedoniens unter die Balkanstaaten. Das Los der dort lebenden Christen war in der Tat ein sehr trauriges. Beständige Unruhen machten Handel und Wandel unsicher. Allerdings muß hier gesagt werden, daß an diesen Unruhen nicht zum wenigsten die bulgarischen und griechischen Banden schuld waren, die sich entweder gegenseitig befehdeten oder die Eisenbahnlinien beschädigten und Attentate verübten. Durch diese Banden hatten die christlichen Einwohner dann zu leiden, indem die Türken an ihnen fürchterliche Rache übten. Die mazedonischen Slawen, zumal die Bauern litten unter den türkischen Großgrundbesitzern. Diese bezogen von den christlichen Landbewohnern, den Rajas, sehr hohe Zinsen und hielten sie in Leibeigenschaft.

In Albanien wiederum herrschte seit mehreren Monaten vollkommene Anarchie, von der wir später noch hören werden. Der größte Vorwurf, der dem türkischen Regimente gemacht werden konnte, ist wohl der, daß die Regierung einfach machtlos war und daß zur Förderung des Verkehrs, der öffentlichen Wohlfahrt nichts getan wurde. Jegliche nationalökonomischen Rücksichten bei der Verwaltung des Landes fehlten. Man braucht nur an das grauenhafte Abholzen der Wälder zu denken. Bahnbeamte in Üsküb erzählten mir, wie ganze Wagenladungen von Eichenstämmen aus Nordalbanien nach Salonik verfrachtet wurden.

War der Türke in früherer Zeit ein gewalttätiger Herrscher, so zeichnete er sich jetzt mehr durch Unfähigkeit und durch Schwächlichkeit aus.

Im Gegensatz dazu die kleinen Balkanstaaten. Vor 90 Jahren erst wurde durch einen Aufstand der Serben gegen das türkische Joch der erste Schritt zur Unabhängigkeit Serbiens getan. Die Freiheitskämpfer scharten sich um den Kara Georg, den schwarzen Georg, den Ahnherrn der jetzt herrschenden Dynastie. Dieser erste serbische Aufstand wurde von keinem geringern als von Leopold von Ranke beschrieben.*) Noch viel jüngern Ursprungs ist die Unabhängigkeit Bulgariens. Der bulgarische Staat wurde erst durch den Berliner Vertrag 1878 geschaffen. Bis 1877 saß in Belgrad ein türkischer Pascha, der in den letzten Jahren allerdings nichts mehr als den Schein der türkischen Oberhoheit repräsentierte. Seither machte Serbien gewaltige Fortschritte in der Entwicklung der Wohlfahrtseinrichtungen, der Landwirtschaft und des Handels. Freilich noch vieles bleibt zu tun übrig. Serbien, mit einem Außenhandel von nur 232 Millionen Franken (der schweizerische Außenhandel beträgt 2 Milliarden), gehört immer noch zu den wirtschaftlich wenig erschlossenen Ländern. Gerade das Eisenbahnsystem harrt sehr des weitern Ausbaues. Bis jetzt sind 569 Kilometer Schmalspur- und 570 Kilometer Normal-

*) Serbien und die Türkei im Neunzehnten Jahrhundert. Leipzig 1879.

spurbahnen im Betrieb. Wie wenig das ist, erhellt am besten daraus, daß sogar ein Miniaturstaat wie Luxemburg ein Bahnnetz von 530 Kilometern aufweist. Gerade für die Ausfuhr der landwirtschaftlichen Produkte wäre ein größeres Eisenbahnnetz vrn Wichtigkeit.

Was wir an diesem ersten Tag hörten und sahen, war uns alles ganz neu. Mächtig stürmten diese frischen Eindrücke auf uns ein. Dieses kleine Land, das wir zum ersten Male betreten hatten, war nun daran, mit der Aufbietung der ganzen Kraft eine schwere Aufgabe zu bemeistern.

Die ersten Verwundeten.

Am folgenden Morgen, den 25. Oktober, zogen wir mit dem Vertreter des schweizerischen Konsulates ins Kriegsministerium. Es ist dies ein einfaches Gebäude im neuen Quartier über der Save. In den Korridoren wimmelte es von Menschen; Diener und Boten kamen und gingen; spät eingetroffene Reservisten suchten nach dem Orte ihres Kommandos; Geschäftsleute meldeten sich wegen Lieferungen für die Armee. Schließlich wurden wir zum Chef des Sanitätswesens, Oberst Dr. Sondermayer, vorgelassen. Die Unterredung dauerte nur kurze Zeit. „Meine Herren“, sagte er uns, „Sie sind mir äußerst willkommen; bei Kumanovo ist es zu einer blutigen Schlacht gekommen; heute abend erwarte ich 1000 Verwundete in Belgrad; ich habe viel zu wenig Ärzte. Ich weise Ihnen die Militärakademie als Spital an.“

Nun hatten wir unsere erste Aufgabe klar vorgezeichnet. Wir gingen gleich in die Militärakademie, d. h. die Kriegsschule, und sahen uns das Haus an. Sie liegt nur wenige Schritte vom Kriegsministerium entfernt.

Die Akademie hat zwei Flügel; der eine beherbergt neun große Schlafsäle, der andere vier ebenfalls geräumige Unterrichtszimmer. Die Zimmer waren geräumig, sauber und hell. Nur war bis jetzt nichts geschehen zur Umwandlung in ein Hilfsspital, als daß das ganze bisherige Mobiliar hinausgeschafft worden war. Wir standen also um die Mittagszeit in den Räumen, die außer einem Wandschmuck, bestehend aus drei Öldruckbildern des Königs Peter, des Kronprinzen und des Ahnherrn Karageorg, völlig leer waren. Es erschien dann bald der frisch ernannte Kommissar des Spitals — ein Belgrader Kaufmann — und eine kleine Wache von Landstürmern, die unter dem Kommando eines Unteroffiziers, eines eingewanderten Schwaben, stand.

Den Nachmittag über wurden nun ganze Wagenladungen eiserner Bettstellen herbeigebracht. Die Betten wurden von den Landsturmsoldaten aufgeschlagen. Auf jedes Bett kam ein großer Strohsack.

Bald begann auch der Zuzug von freiwilligen Wärterinnen, die sich bei uns zur Pflege der Verwundeten meldeten. — Wenn auch manche dieser Damen wirklich aus reiner Liebe zur Sache kamen, so gab es leider darunter auch solche, denen es mehr aufs Erleben und auf Abwechslung ankam. Natürlich entstanden bald Spaltungen und Eifersüchteleien, so daß wir die Rolle der Friedensvermittler spielen mußten. Es waren auch Veteraninnen der letzten Kriege darunter:

da kam eine Dame, die an ihrem Busen Erinnerungszeichen und Kreuze aus dem serbisch-bulgarischen Krieg befestigt hatte; sie führte diesmal zwei Töchter ins Feld und beanspruchte Anerkennung ihrer Autorität in der Kriegskrankenpflege. Wie wir nachher erfuhren, wurden diese ersten Kriegstage vielen Belgrader Haushaltungen zur Kalamität: viele Köchinnen und Dienstmädchen verließen Herd und Hof, um sich mit patriotischem Eifer bei der Pflege der verwundeten Krieger zu betätigen. Dies erklärte uns dann manches. Übrigens darf ich nicht verschweigen, daß schon nach zwei Tagen sich die Spreu vom Weizen sichtete, und es blieb eine ganze Anzahl eifriger und aufopfernder Damen zurück.

Unsere Unkenntnis der serbischen Sprache war uns im Umgang mit den Soldaten oft hinderlich, wenn auch die deutsche Sprache in Serbien noch sehr verbreitet ist. In Belgrad selbst spricht beinahe jedermann serbisch und deutsch; dann beherrschen alle serbischen Ärzte das Deutsche, da die meisten alte Wiener Studenten sind. Sogar unter den Soldaten trafen wir hin und wieder einen, der uns verstand. Auch das Französische ist nicht unbekannt; es sprechen es alle Bahnbeamte, viele gebildete Frauen und dann solche Männer, die in Paris ihre Studien absolviert haben. — Doch kehren wir zu unserm Spital zurück. Den ganzen Nachmittag herrschte emsige Geschäftigkeit, und so gelang es, bis zum Sonnenuntergang den einen Flügel zur Krankenaufnahme not=

dürftig bereit zu stellen. Im andern Flügel waren noch nicht alle Bettstellen mit Strohsäcken und Decken versehen.

Etwa um 5 Uhr fuhren die ersten Wagen mit Verwundeten in den Hof. Die Leute waren eben in einem Hospitalzug in Belgrad angekommen. Sämtliche Fiaker waren requiriert worden, dazu noch eine große Anzahl vierrädriger, mit Ochsen bespannter Karren. Auf diesen Gefährten wurden sie in die Spitäler überführt. Wir drei Ärzte verteilten uns auf die verschiedenen Stockwerke und sorgten für richtige Unterbringung. Viele konnten allein gehen, andere stützten sich gegenseitig, manche wurden auf Tragbahren in ihr Bett verbracht.

Ich stand beim Eingangstor. Schweigend kam einer nach dem andern, müde von der langen Reise; viele schleppten sich mühsam weiter, die Gesichtszüge herben Schmerz verratend. Da sahen wir sie zum erstenmal die serbischen Soldaten, groß gewachsene Leute, darunter viele Gesichter von ebenmäßigen Verhältnissen, doch ohne lebhaften Ausdruck. Viele haben blonde Haare und blaue Augen. Alle tragen die neue Felduniform von graugrüner Farbe und eine weiche Mütze. Als Fußbekleidung dienen ihnen durchwegs die Opanken: eine kräftige Ledersohle mit umgekrempelten Rändern, die mit starken Riemen durch mehrere Touren an der Knöchelgegend und darüber befestigt ist. Darunter tragen sie

dickwollene Socken von bunter Farbe, die sie über die Hose ziehen. Die Leute schreiten sehr leicht damit. Diese Art von Beschuhung scheint den Füßen sehr zuträglich zu sein; wir sahen wenigstens während unseres ganzen Aufenthaltes keinen einzigen Fußkranken.

Der erste Anblick dieser Verwundeten, die durchwegs in der Blüte des Lebens standen, hatte für uns etwas Bedrückendes. Es kam uns als etwas Verrücktes, Naturwidriges vor, diese starken Leute, so wahllos verletzt und zum Teil auf immer geschädigt zu sehen.

In kurzer Zeit waren alle Säle des einen Flügels besetzt und schon fuhren vor dem zweiten Eingang neue Wagen vor, die uns noch mehr Soldaten zuführten. Es waren so viele, daß manche in den Gängen und auf den Treppen warten mußten, bis ihnen eine richtige Unterkunft angewiesen werden konnte. Dabei blieben die Leute vollkommen ruhig, kaum daß man ein Wort der Klage und des Unwillens vernahm. Im ganzen hatten wir 304 Verwundete bekommen, also genug Arbeit für drei Ärzte ohne jegliches geschultes Pflegepersonal. Wir hatten die Absicht, alle Verwundeten, sofern es ihre Verletzung erlaubte, einem Reinigungsbade zu unterziehen in dem hübschen Schwimmbade der Kriegsschule. Zur gegebenen Zeit versagte aber die Wasserleitung und wir mußten darauf verzichten. Es zeigte sich dann, daß die Leute sehr sauber waren; sie standen eben erst seit kurzem im Felde. Wir bemerkten nichts von dem

durch die Karrikaturen des Simplicissimus fast sprichwörtlich gewordenen Schmutz der Serben.

Wir machten uns sofort an die Arbeit und begannen mit den Schwerverwundeten. Es galt alle Patienten zu untersuchen, neue Verbände anzulegen und Glieder mit Knochenbrüchen mit Schienen zu versehen. Wir arbeiteten die Nacht durch bis zum andern Morgen um fünf Uhr. — Am nächsten Tage gingen wir schnell in unser früheres Hotel. An der großen Balkankarte hatte es allerlei Veränderungen gegeben mit den Fähnchen; die Serben standen in Kumanovo. Von der Schlacht von Kumanovo stammten ja unsere Verwundeten; das bulgarische Fähnchen flatterte über Kirkkilisse. Die erwartende, ungewisse Stimmung machte einer freudigen Platz. Die Armeen der Balkanstaaten hatten ihren Siegeslauf angetreten.

In unserm Spitale begann es nun gemütlicher zu werden. Es zeigte sich, daß die große Mehrzahl der Soldaten leichtere Verwundungen hatte, einfache Durchschüsse der Extremitäten; viele von ihnen saßen bereits auf ihren Betten, drehten sich Zigaretten und rauchten emsig. Das Rauchen in den Sälen mit den vielen Strohsäcken, die zum Teil das lose Stroh herausschauen ließen, schien uns zuerst so gefährlich, daß wir versuchten, es zu verbieten. Aber unser Verbot war in den Wind gesprochen. Die Serben sind wohl noch von der Türkenzeit her sehr eifrige Raucher; ohne Tabak

können sie gar nicht leben. Sie sind beim Rauchen aber sehr vorsichtig, wie wir auch später beobachten konnten; unser Verbot war also unnötig.

Bis wir alle Verwundeten durchgesehen hatten, hatten wir noch den ganzen Tag, einen großen Teil der Nacht und den folgenden Tag reichliche Arbeit. Wir bekamen eine wertvolle Unterstützung in einem jungen Bankbeamten, Herrn Mattitsch, der uns als Dolmetscher und als Famulus diente.

Am Abend des 26. Oktober kam der Bericht von der Besetzung Skopljes*) durch die Serben. Diese Kunde wurde von den Belgradern durch festliche Straßenumzüge gefeiert.

Es waren im ganzen etwa 1000 Verwundete nach Belgrad geschafft worden. Diejenigen, die nicht in der Kriegsschule untergebracht worden waren, lagen im Militär- oder Zivilspital. Diese beiden Anstalten sind ganz mustergültig eingerichtet und können den Vergleich mit jedem westeuropäischen Krankenhause aushalten. Beide enthalten ausgezeichnete Operationsräumlichkeite. Es ist daher leicht verständlich, daß die schweren Fälle nach Möglichkeit in diese beiden Spitäler geschafft wurden. Im Zivilspital arbeitete der Belgrader Chirurg Dr. Subotitsch senior. Die chirurgische Leitung des

*) Skoplje ist bei uns besser bekannt unter dem türkischen Namen Üsküb. Ich werde im Laufe der Erzählung die Stadt stets mit dem slawischen Skoplje bezeichnen. Der Name Üsküb wird sich unter der serbischen Herrschaft wohl bald verlieren.

Militärspitals war dem Prager Professor Sedlička zugedacht worden, der wenige Tage nach uns eintraf. Die serbischen Chirurgen, die zur Friedenszeit das Militärspital besorgen, waren alle bei der Armee an der Front. Dr. Subotitsch senior war der einzige serbische Chirurge, der in Belgrad zurückgeblieben war. Serbien war also dringend auf ausländische Hilfe angewiesen. Dies erhellt klar aus den folgenden Zahlen:

Serbien hat eine Einwohnerzahl von 2,9 Millionen. Zur Zeit besitzt es 310 Ärzte, davon 50 aktive Militärärzte. Bei der Mobilisierung wurden im ganzen 250 Ärzte der Armee zugeteilt. In Serbien blieben somit 60 zurück, davon waren 20 Ärztinnen. Die Stärke der serbischen Armee, Linie und Landwehr, dürfte in diesem Kriege nicht weit unter 200,000 Mann betragen haben.

Ein Vergleich mit der Schweiz macht diese Zahlen anschaulicher.

Die Schweiz hat 3,75 Millionen Einwohner. Die Zahl der Ärzte beträgt 2470. Armeeärzte gibt's 946. Wenn auch diese im Kriege mit der Armee ausrücken werden, so bleiben doch noch 1500 zu Hause und können zum Hilfsdienste herangezogen werden. Die Kontrollstärke der schweizerischen Armee, Auszug und Landwehr, betrug am 1. Januar 1911 211,000 Mann.

Ein großer Nachteil war auch der: ins serbische Heer wurden nicht nur Reservesanitätsoffiziere, sondern auch Ärzte ohne militärischen Rang eingereiht. Diesen fehlte



5. Skoplje: Blick auf die Citadelle



6. Skoplje: Wardar



7. Skoplje: Citadelle



8. Skoplje: Citadelle

es natürlich an Kenntnis der Sanitätsorganisation. Der Mangel an organisatorisch geschulten Militärärzten machte sich oft sehr bemerkbar.

Die notwendige ausländische Hilfe ließ nicht lange auf sich warten. Die ersten Ärzte, die nach uns eintrafen, waren Russen. Sie konnten aber nicht sogleich mit der Arbeit beginnen, da ihr Sanitätsmaterial noch nicht angekommen war. Ambulanzen von Deutschland, England, Frankreich waren angekündigt. Mehrere russische Hilfsexpeditionen befanden sich schon unterwegs.

Wir durften es nicht darauf ankommen lassen mit unserer bescheidenen persönlichen Ausrüstung neben solchen großen Unternehmungen, wie die Ambulanzen es waren, zu arbeiten und so Gefahr zu laufen, zu kurz zu kommen. Wir hatten die Überzeugung, in der Nähe der kämpfenden Armee unsere chirurgischen Kenntnisse besser zu verwerten, da dort doch zweifellos Mangel an Chirurgen herrschte. Zudem verhalf uns unsere kleine Ausrüstung zu einer Beweglichkeit, welche den großen Ambulanzen mit ihren vielen Leuten und ihrem gewaltigen Material abging. Unsere Patienten in der Kriegsschule waren bald alle so weit, daß wir sie ruhig der Nachbehandlung von Nichtchirurgen überlassen durften; einige konnten wir schon als geheilt nach Hause schicken.

Nach Skoplje.

Wir sprachen wieder bei Sanitätschef Sondermayer vor und ersuchten ihn, uns an die Front — womöglich nach Skoplje — zu senden. Er willigte einstweilen ein, beim Hauptkommando anzufragen. Schon nach einigen Stunden lag die Antwort vor: „Schweizerärzte an die Front nach Skoplje". Der Bankbeamte Mattitsch wurde uns als Dolmetscher zugeteilt.

Mit Eifer packten wir unsere Kisten und Koffer. Mit sichtlichem Stolz malte auf diese ein Serbe die Aufschrift „Skoplje". Natürlich mit kyrillischen Buchstaben; ein Üsküb gab es nicht mehr.

Der nächste Zug den wir benützen konnten, ging am selben Tage abends 6 Uhr. Einen regelmäßigen Verkehr gab es nicht. Nur Reisende, die eine Erlaubnis des Kriegsministeriums besaßen, durften die wenigen Züge benützen. Fahrkarten gab es keine. Als wir eine Stunde vor Abgang des Zuges uns einfanden, herrschte auf dem Bahnhof schon ein großes Gedränge. Zuerst mußten wir die Wache passieren, doch unser Dokument und die Armbinden mit dem Roten Kreuze verschafften uns gleich Eintritt. Der Zug hatte einen einzigen Wagen zweiter Klasse, dort wurde uns ein Coupé freibehalten. Wir

machten es uns darin bequem und richteten uns für die lange Reise ein.

Stolz verließen wir Belgrad, um als erste ausländische Ärzte nach der Front zu fahren. Wir hatten in Belgrad manche Nachrichten gehört über die bisherigen Kriegsereignisse, die uns mit starker Erwartung erfüllten. Nichts ist eben so schwer, als sich im Kriege eine richtige Vorstellung zu machen von den militärischen Vorgängen. Erstens fehlen alle Zeitungen. An mündlichen Nachrichten ist zwar kein Mangel, aber was schwirren da für Berichte durch die Luft! Die merkwürdigsten Dinge finden Glauben. Wir verzichteten allmählich darauf, anzuhören, was man uns erzählte und begnügten uns mit dem, was wir sahen.

Es ist selbstverständlich, daß in Belgrad nach dem entscheidenden Sieg von Kumanovo eine gehobene Stimmung herrschte, die sich in den Berichten unseres Begleiters widerspiegelte. Wir konnten da Blicke tun in die Gedankenwelt eines Serben. Wir fanden später, daß die meisten Serben, mit denen wir zusammenkamen, sich über den Krieg mit der Türkei und über die auswärtige Politik ganz ähnlich, manchmal mit einer gewissen Stereotypie, äußerten. Da kam zuerst die Befreiung der serbischen Stammesbrüder, die 500 Jahre lang unter türkischem Joche geschmachtet hatten. Die Serben erobern ja ein Land zurück, das ihnen einst entrissen worden war. Es ist der letzte Schritt in der

Entwicklung. Vor 100 Jahren erhob sich der nördliche Teil des heutigen Königreichs Serbien; aus dem Aufstande entstand ein Fürstentum. 1876 und 1877 führte Serbien wieder Krieg gegen die Türkei. Darauf wurde durch den Berliner Vertrag von 1878 Nisch und das heutige Südserbien der Türkei weggenommen. Jetzt wird um die Befreiung der übrigen noch in der Türkei lebenden Serben gekämpft. Dieser Kampf wird im Namen des Serbentums und der Kultur geführt. Das Wort Kultur, das der Westeuropäer in tiefgründigen Gedankengängen mit einem Inhalt zu versehen sucht, bedeutet hier: Wahrung der öffentlichen Sicherheit; Straßenpflästerung und -beleuchtung; Kanalisation; gute Hotels; dann vielleicht auch elektrisches Licht und Holzpflaster. Wir Westeuropäer betrachten diese gewiß sehr schätzenswerten Einrichtungen mehr nur als Erzeugnisse des modernen Lebens und reservieren für das Wort Kultur einen höheren Begriff. Dort brauchen es die Leute in diesem Sinne und gewiß ganz ehrlich. Neu für uns war die Kunde von dem Streifen am Meer, den sich Serbien erringen wollte. Serbien, so hörten wir, braucht einen Zugang zum Meere, der ihm ermöglicht, seine Waren auf den Weltmarkt zu bringen. Serbien und die Balkanstaaten wollen von jetzt an frei sein und sich von den Großmächten nicht mehr drein reden lassen.

Mit einem gewissen Erschrecken vernahmen wir vom Einmarsch der Serben in den Bezirk von Novipasar; auf

der Fahrt durch Österreich hatten wir gelegentlich von Mitreisenden gehört, Novipasar sei die Luftröhre der Donaumonarchie. Was soll geschehen, wenn sich jetzt ein Fremdkörper in der Luftröhre einnistet?

Grausige Geschichten wurden uns von den Albanesen berichtet. In Nisch hätte ein verwundeter Albanese einem Arzt den Daumen abgebissen; die weiße Fahne sei mehrfach mißbraucht worden, Schonung des Roten Kreuzes sei den Albanesen unbekannt. Nach allen diesen Berichten mußten die Albanesen — von den Serben werden sie Arnauten genannt — ein ganz wildes Volk sein. Wie wir auch hörten, hatten die Serben vor nicht langer Zeit mit dem Albanesenführer Issa Boletinatz ein geheimes Bündnis gegen die Türken geschlossen und ihm mehrere tausend Gewehre zur Verfügung gestellt. Boletinatz überließ dafür den Serben zwei Söhne als Geiseln. Jetzt aber hatte er das Bündnis nicht gehalten und zudem kam es an den Tag, daß die beiden Geiseln nichts weniger als seine Söhne waren! —

Langsam fuhr unser Zug durch die Nacht. Als Boletinatz, die Türken und Kultur durchgesprochen waren, schliefen wir ein. Etwa um Mitternacht wurden wir geweckt; die Leute eilten hinaus und sprachen eifrig. „Es sind Arnauten in der Gegend", hieß es, „die Strecke muß erst abgesucht werden bis zur nächsten Station." Wir griffen nach unsern Revolvern; vielleicht sollten wir schon rasch bekannt werden mit den gefürchteten Arnau-

len. Aber es erfolgte nichts. Das Gerücht erwies sich als blinder Alarm, entstanden in aufgeregter Kriegszeit.

Nach längerem Aufenthalt setzten wir die Fahrt fort. Bei Tagesanbruch waren wir im Tale der Morava, des größten serbischen Flusses, der das ganze Land durchzieht und sich bei Semendria in die Donau ergießt. In der Südabhängen liegen auch Rebberge. Im Osten erhob sich hinter einem höheren Bergkegel die Sonne.

Bald erreichten wir Nisch, die zweite Stadt Serbiens. Die Stadtteile, die wir von der Bahn aus sahen, erinnern mehr an ein Dorf; kleine niedere Häuschen mit Gärten. Hier zweigt sich die Linie nach Üsküb-Salonik von der großen Orientlinie Sofia-Konstantinopel ab. Wir hatten nur einen kurzen Aufenthalt. Am Buffet ging's wild zu; nichts war zu bekommen. Am Boden lauter Abfälle. Der Wirt erklärte, seit vierzehn Tagen keine Ruhe mehr zu haben. Wir schickten einen Soldaten in die Stadt, um Lebensmittel zu kaufen.

Nach einer Stunde ging es weiter, die Wagen vollgepfropft mit Offizieren, Soldaten und Freiwilligen. Wir fuhren mit dem Führer einer Komiteebande; er stammte aus Altserbien, trug eine serbische Offiziersuniform und hatte einen Zeiß-Feldstecher umgehängt. Seit mehreren Jahren befehligte er eine Bande von Komitadschis. Die Bahn folgt der Morava, das Tal verengt sich mehr und mehr. Die steilen Abhänge sind dünn bewaldet mit magern Eichbäumen. Neben der Bahn wurde zeitweise die

Straße sichtbar, auf welcher der Aufmarsch der serbischen Armee an die Grenze stattgefunden hatte. Sie glich mit ihren tief ausgefahrenen Gleisen und jähen Anstiegen mehr einem Feldwege als einer Heerstraße. Die Morava ist hier ein reißender Bach. Um die Mittagszeit passierten wir Vranje, einen größeren Ort. Hier hatte das Hauptkommando der serbischen Armee seinen Stand. Noch ging es eine halbe Stunde weiter, dann weitete sich das Tal zu einer kleinen Hochebene aus. Quer durch diese läuft die serbisch-türkische Grenze.

An der serbischen Grenzstation Ristovatz hielt unser Zug, den wir hier verlassen mußten. Das Stationsgebäude zeigte noch deutliche Spuren des Gefechtes, das vor der Kriegserklärung hier stattgefunden hatte. Gewehrgeschosse hatten aus dem Mörtelüberwurf der Außenwand runde Stücke herausgeschlagen. Ein Nebengebäude war von einer Granate stark mitgenommen; sie hatte das Haus in seiner ganzen Längsrichtung durchschlagen. Draußen im Felde waren noch die Schützengräben zu sehen, von denen aus die Grenzer das türkische Feuer erwidert hatten. Ein serbischer Offizier kam zu uns und erkundigte sich über unsere Weiterreise; er sei von Belgrad von unserer Durchfahrt benachrichtigt worden. Er sei soeben von Kumanovo hierher gekommen; die Strecke sei vollkommen sicher. Erst nachher erzählte man uns, daß wir es mit Prinz Alexis Karageorgewitsch zu tun hatten, einem Vetter

König Peters. Wir begegneten dem freundlichen Herrn während unserer Reise noch öfters. Stets war er bemüht, uns unsere Aufgabe zu erleichtern. Prinz Alexis lebt für gewöhnlich in Paris. Er machte den Krieg im Stabe der Armee mit, ohne Rang. Er trug Offiziersuniform ohne Gradabzeichen. Einige Bahnbeamte boten uns ein feldmäßiges Mittagsmahl; einen der Anwesenden hielten wir zuerst für einen deutschen Beamten, wegen seiner strammen Haltung und seiner klaren Auskunft, die er uns in bestem Deutsch gab. Sonst bedienen sich alle deutschsprechenden Serben der österreichischen Aussprache. Unser Reichsdeutscher erwies sich aber als echter Serbe, der von seiner Regierung nach Deutschland geschickt worden war, um dort den Zolldienst zu erlernen. Er war längere Zeit am deutschen Zollamt in Basel tätig gewesen.

Man teilte uns mit, daß in Zibeftsche, der türkischen Grenzstation, ein Militärzug bereit stehe, der bald nach Skoplje abgehen werde. Wir wanderten darauf der Bahn entlang über die Grenze nach Zibeftsche, das nur wenige hundert Meter von Ristovatz entfernt ist. Unsere Kisten wurden auf einem Wagen hinübergeschoben. Die Stationsgebäude auf der türkischen Seite hatten auch stark unter dem Kampfe gelitten. Dem Zollhaus, an dem noch die stolze Aufschrift prangte „Douanes impériales", war das halbe Dach weggeschossen. Die Türken hatten besonders die zementierte Höhlung einer Drehscheibe als Deckung benützt. Gegen 2 Uhr befanden wir uns wieder



9. Skoplje: Wardarbrücke



10. Skoplje: Wardarbrücke Phot. Dr. von Oettingen



11. Skoplje: Blick das Wardartal aufwärts



12. Skoplje: Fouragewagen

unterwegs. Unser Zug hatte nur einen Personenwagen, in dem wir leidliche Unterkunft fanden. Sonst waren es zumeist offene Güterwagen, auf denen Bauernkarren verladen waren. Das Tal bleibt offen, gegen Norden werden höhere Berge sichtbar. Die Bahn fährt in der ebenen Talsohle. Die Gegend ist sumpfig, mit Schilf bewachsen. Der Zug ging langsam, vorsichtig weiter, an jeder Station verweilten wir längere Zeit. Auf der Straße, die unweit von der Bahn angelegt ist, zog eine lange Reihe Ochsenwagen dahin. Langsam bewegte sich dieser Transportzug vorwärts, nebenher schritten mit umgehängtem Gewehr die Leute der Bedeckung. Die ächzenden Laute der Wagenachsen tönten fast unheimlich durch die klare Abendlandschaft. Die Ochsengespanne erwecken den Anschein von etwas Unwiderstehlichem; sie gehören zum Räderwerk der Kriegsmaschine, die von brutalen Kräften getrieben vorwärts drängt. Der Einzelne hört auf, etwas zu gelten.

Bei eingebrochener Dunkelheit hielten wir wieder bei einem Bahnhöfchen, — für sechs Stunden, hieß es. Im Vorstandszimmer bemühten sich frisch angekommene serbische Bahnbeamte, sich zurecht zu finden. Einer saß am Telegraph, der andere benützte das Telephon. Die Apparate waren von den Türken fast unversehrt zurückgelassen worden. Man lud uns ein, in der Wohnung im ersten Stock uns zur Ruhe zu legen. Wir erklommen die dunklen Gemächer. Man erkannte beim Kerzenschein,

daß die frühern Bewohner das Haus in aller Eile verlassen hatten. In einem Zimmer standen zwei geräumige Betten mit Moskitonetzen. Auf dem Tisch lagen Kleider und Toilettesachen herum. Wir legten uns auf den Betten zur Ruhe. Schon nach einer Stunde wurden wir geweckt; der Zug ging wieder weiter. Auf der Höhe im Norden erglänzte der Feuerschein eines brennenden Dorfes. Die Nacht verging langsam bei Fahren und Halten. In der Morgendämmerung war die Landschaft in kalten Nebel gehüllt. Neben dem Bahndamm lagen überall leere rote Patronenpäckchen und Uniformfetzen, bald auch tote Pferde; dann standen moderne Rohrrücklaufgeschütze verlassen herum; Munitionswagen, die vorgespannten Pferde zerschmettert am Boden. In einiger Entfernung ragte ein Minaret aus dem Nebel, der sich über die Talsohle ausbreitete. Von der Galerie des schlanken Türmchens flatterte eine weiße Fahne. Wir waren auf dem Schlachtfelde von Kumanovo, wo vor acht Tagen der Entscheidungskampf stattgefunden hatte.

Bei der Station von Kumanovo mußten wir wieder umsteigen, diesmal in einen Gepäckwagen. Es stiegen zwei Militärärzte ein, die in Kumanovo ihr Feldspital hatten und nun zum erstenmal nach dem frisch eroberten Skoplje fuhren. Wie wir hörten, war dies überhaupt der erste Zug von Serbien nach Skoplje.

Wir hatten in der Nacht die Wasserscheide zwischen den Stromgebieten der Morava und des Wardar über-

schritten und fuhren jetzt durch ein leicht gewelltes Gelände ins Wardartal. Weite Getreidefelder ziehen sich dahin und dazwischen liegen in den Niederungen vereinzelte Dörfer. Ihre Moscheen deuten auf eine mohammedanische Bewohnerschaft hin. Wir sahen keine Spuren des Krieges an diesen Dörfern.

Endlich öffnete sich uns das Wardartal, das hier eine ansehnliche Breite hat und eine ganz ebene Talsohle aufweist. Bald erblickten wir auch Skoplje. Es war etwa 10 Uhr morgens. Die Sonne hatte eben den Nebelschleier durchbrochen. Die weißen Minarette ragten aus den dunklen Dächern hervor. Am Flusse erhebt sich der Burghügel mit mächtigen Kasernen. Am Wardar stehen Weiden und Pappeln, die mit ihren herbstlichen Farben der Landschaft frische Farbentöne beifügen. Rings um die Ebene ein Kranz von Bergen: im Norden der schneebedeckte Gebirgszug des Schar Dag, der nach rechts mit der herrlichen Pyramide des Liubeten abschließt. Im Osten die mehr rundlichen Kuppen des Kara Dag. Der feine Dunst, der alle Schatten auf den schneebedeckten Bergen blaute, erhöhte noch die Wirkung des wunderbaren Bildes.

Auf einer Straße, die neben der Bahn dahinzog, fuhr ein Fiaker; der Mann, der darin saß, winkte dem Zug begeistert zu und feuerte aus seiner Flinte Freudenschüsse ab. Unsere serbischen Kollegen waren in gehobener Stimmung, denn sie betraten die alte Serbenstadt Skoplje.

Skoplje.

Für uns stand im Besuch einer Stadt, die vor vier Tagen ihren Besitzer gewechselt hatte, ein neues Erlebnis bevor. Über dem Bahnhofe flatterte die serbische Fahne (rot, blau, weiß, längsgestrichen).

Auf dem freien Platz staute sich ein buntes Volk, das sich ein militärisches Spektakel ansah: ein serbisches Regiment zog mit klingendem Spiel durch die Straßen. Da hörte man kein Aufschlagen preußischer Haken auf dem Straßenboden; beim Vorüberziehen eines serbischen Truppenkörpers vernimmt man nur ein leises, schleifendes Geräusch vom Auftreten der mit den breiten Opanken beschuhten Krieger. Die Leute sahen frisch und unverbraucht aus. Dann folgte eine Abteilung mit Maschinengewehren, die Geschütze auf Maultieren verladen. Voran ritt auf einem kleinen Schimmel der Kommandant, die Mütze saß schief auf dem Kopf, in der Rechten hielt er einen mächtig geschwungenen Säbel.

Der Anblick einer Volksmenge im Orient hat etwas Eigenartiges; stets wird man durch das bunte Bild der mannigfachen Typen überrascht. Jeder Volksstamm hat

seine ihm eigene Tracht und jeder Einzelne individualisiert diese wiederum in den buntesten Farben. Da waren Arnauten, kenntlich an einer weißen Mütze, um die sie ein buntfarbiges Tuch binden, einheimische Bulgaren oder Serben, Juden und dann Mischlinge aller dieser Rassen. Wer kann überhaupt in diesem Chaos noch einigermaßen reine Volksstämme herauslesen, zumal bei den Mohammedanern, wo durch die Vielehe jede Zuchtwahl verschwindet?

Wir drangen in die Mitte der Stadt vor. Die Stadtteile rechts des Flusses sind ganz fränkisch, einfache, steinerne Häuser, etwas an Italien erinnernd, durchzogen von breiten Straßen. Über den Fluß, der seinen Lauf durch die Stadt nimmt, beidseits durch eine Steinböschung eingedämmt, führt eine schöne, steinerne Brücke mit sechs ebenmäßig geformten Bogen. Der Wardar hat eine beträchtliche Wassermenge, die fast das ganze etwa 100 Meter breite Flußbett ausfüllt. Wir zogen über den Strom und suchten nach dem Hauptquartier der Ersten serbischen Armee, das im Hause des serbischen Metropoliten von Skoplje untergebracht war. Dieser wohnte am Wardarquai. Dort stellten wir uns dem Sanitätsinspektor, Oberst Djurdjewitsch, vor und übergaben ihm unser Beglaubigungsschreiben. Er wies uns nach dem Spital des Roten Halbmondes, bat uns aber, den Bescheid des Sanitätschefs der Gesamtarmee abzuwarten, der morgen mit dem großen Generalstab hier eintreffen sollte.

Wir zogen darauf ins Hotel Liberté, das den Mittelpunkt des Lebens in Skoplje bildete. Das Restaurant war vollbesetzt, die Kriegsberichterstatter hatten hier ihr Stelldichein. Einige schrieben in der Eile ihre Berichte nieder und gingen dann damit zum Zensor, der an einem Tischchen arbeitete. Was diesem nicht paßte, zerriß er ganz einfach. Alle Sprachen waren zu hören. Die einzelnen Nationen saßen gewöhnlich beieinander. Die Italiener sahen in ihren Sportskleidern verzweifelt englisch aus, verrieten aber ihre welsche Abstammung schon von weitem durch überlautes Sprechen und Gestikulieren. Eine eigene Gruppe bildeten die zahlreichen Engländer; einer von ihnen berichtete mir, er mache nun schon den vierten Krieg mit, aber zu sehen gebe es hier nichts. — Unter den Deutschen ragte besonders der wohlgenährte Herr vom Berliner Tageblatt hervor. Serbische Offiziere waren oft von einem ganzen Schwarm von Korrespondenten umringt, die ihnen Neuigkeiten zu entlocken suchten. Aber die Leute mußten mit wenig vorlieb nehmen.

An einem Tischchen saßen Türken, Militärärzte und Zivilisten. Sie hatten von unserer Ankunft gehört und luden uns zu einem Kaffee ein. Sie waren erfreut, neutrale Schweizer zu treffen und erklärten gleich, sie würden uns gerne den Spital übergeben. Wir sagten zu und verabredeten, am nächsten Tag zu kommen. Diese Leute zeichneten sich durch feine Manieren und Liebenswürdigkeit aus. Obwohl sie äußerlich nie etwas merken ließen,

spürte man doch, daß sie erschüttert waren und tief bewegt von der Katastrophe, die ihr Vaterland betroffen hatte. Einer von ihnen, Dr. Tefwik Rusti Bey, war von der Regierung wenige Wochen vor dem Kriege hierher geschickt worden, um den Roten Halbmond zu organisieren. Ein anderer war der Korrespondent der Konstantinopeler Zeitung Sabah; er war abgeschnitten von seiner Heimct und erfuhr nichts von dem, was auf dem östlichen Kriegsschauplatz und in Stambul vorging. Zeitungen kamen keine an. Dafür sorgte die Zensur.

Die Türken erzählten uns viel über die Schlacht von Kumanovo. Nach ihren Angaben standen dort auf ihrer Seite 40,000 Mann, wovon mehr als die Hälfte albanesische Redif (Landwehr). Die Türken standen unter den Kommandanten Kara Said, Kadri und Dschavid. Den Oberbefehl führte Fethi Pascha. Einer der Herren bezeichnete diesen als nullité militaire und coureur des ambassades. Fethi war einst Gesandter in Belgrad gewesen. Jn der Türkei haben die Diplomaten, die sich lange im Auslande aufhielten, in der Tat keinen guten Ruf. Die Schuld an der Niederlage trügen aber hauptsächlich die Albanesen, die vor dem serbischen Schrapnellfeuer einen panischen Schrecken bekommen hätten. „Ce n'est pas la défaite qui nous attriste, parceque dans chaque guerre il y a un vainqueur et un vaincu. Mais dans cette guerre nous avons perdu notre honneur militaire."

Die erste Nacht verbrachten wir als Gäste im Hause

einer serbischen Familie am Wardarquai. Die Hausfrau und eine uralte Großmutter mit weißem Haar empfingen uns freundlich und sorgten für uns, so gut sie konnten. Dieses gute Quartier verdankten wir der Fürsorge des Metropoliten. Wir hatten ihm einen Besuch abgestattet und ihm dabei eine Empfehlung eines Belgrader Herrn übergeben. Er sorgte dann gleich für diese Unterkunft. Für unsere Gastgeber war es etwas ganz Besonderes, die „Schweizerski Doktore“ zu beherbergen.

Tags darauf machten wir uns bei Zeiten nach unserm Spital auf. Dieses lag unweit des Wardar etwas außerhalb der Stadt. Da wo die Straße die Stadt verläßt, steht eine türkische Kaserne, die jetzt von Serben besetzt war. Ein Posten war davor aufgestellt, der den Eingang in die Stadt bewachte. Einen Steinwurf weit davon entfernt, von der Kaserne durch offenes Feld getrennt, fanden wir den Spital. Er hat drei Pavillons. Die Wasserleitung war nicht vollendet, die Röhren lagen neben der Straße und eine Strecke weit war ein Graben ausgehoben. Vor dem Eingang hing traurig an einem zerbrochenen Maste die Flagge des Roten Halbmondes. Das mittlere Gebäude sollte die Direktion und Apotheke aufnehmen. Türen gab's keine oder sie waren noch nicht eingesetzt. Die Schuld daran trug nicht der Rote Halbmond, sondern die Bummelei der türkischen Stadtverwaltung. Das Gebäude sollte als Gemeindespital von Üsküb dienen; seit d r e i Jahren baute man daran und

als der Krieg hereinbrach, da war er noch nicht fertig, mußte aber dennoch Kranke aufnehmen. Die zwei andern Pavillons, welche das Direktionsgebäude beidseits flankierten, waren ziemlich gleichartig angelegt. Beide enthielten drei große Säle, in welchen je zwanzig bis dreißig Verwundete in eisernen Betten lagen. Der türkische Arzt berichtete, daß viel Bettzeug aus dem Spital gestohlen worden sei in den Tagen der Anarchie, bevor die Serben einmarschierten. Daneben enthielten sie noch einige kleine Räume; in einem Verlaß kauerten in der Ecke zwei traurige Gestalten; der einen — ob Mann oder Weib war nicht erkenntlich — war das ganze Gesicht durch Syphilis weggefressen; die andere, ein Mann, siechte im letzten Stadium von Tuberkulose dahin. In den nächsten Tagen schon erlöste der Tod die beiden von ihrem qualvollen Dasein.

Vor den Fenstern der Hinterfront öffnete sich der Blick auf den mohammedanischen Friedhof der Stadt, einen Hügel über und über bedeckt mit weißen Grabsteinen. Einige Schritte vom Spitale entfernt schaufelten gerade zwei Männer ein Grab. Einer der Pavillons beherbergte den Operationssaal, einen großen, lichten Raum mit einem Loch in der Mitte des Fußbodens. In einem Kasten standen ein paar Instrumente. Einen Sterilisator gab's nicht.

Als Krankenwärter fungierten ein paar Türken und Albanesen mit einer Roten Halbmondbinde am Arm.

Wirkliche Dienste an den Kranken taten drei Frauen, zwei Österreicherinnen und eine Französin. Die beiden ersten waren Lehrerinnen an der deutschen Bahnschule. Dr. Tefwik Rusti Bey, der uns alles zeigte, hatte bis dahin mit zwei Sanitätsoffizieren und einigen Zivilärzten gearbeitet. Er bat uns, wir möchten von jetzt an die chirurgische Behandlung der Patienten übernehmen.

Wir ließen nun sofort unsere Kisten, die noch auf der Bahn lagen, in den Spital befördern.

Inzwischen war der Generalstab der Armee in Skoplje eingetroffen und mit ihm der Chefarzt Oberst Lasar Gentschitsch. Wir stellten uns ihm vor und er war mit unserer Übernahme des türkischen Spitals ganz einverstanden. Es war den Serben sehr recht, daß sie uns Schweizer dorthin schicken konnten; denn sie waren gezwungen, auch ihre Verwundeten in diesen Spital zu legen. Durch unsere Anwesenheit, die von den Türken freundlich begrüßt wurde, weil wir neutrale Schweizer waren, erlangten die Serben doch eine gewiße Kontrolle über den Betrieb des Spitals und über die Behandlung ihrer Leute. Die türkischen Ärzte konnte man nicht einfach wegschicken, da sie unter dem Roten Halbmond arbeiteten und dadurch der Genfer Konvention unterstanden.

Mit dem Eintreffen von Oberst Gentschitsch merkte man, daß eine energische Hand die Zügel des Sanitätswesens ergriffen hatte. Uns brachte er gleich von Anfang

großes Vertrauen entgegen und zeigte viel Verständnis für unsere Aufgabe. Wir lernten in Oberst Gentschtisch bald einen aufrichtigen Freund schätzen. Ihm verdankten wir es, daß wir in allen Etappen des Sanitätsdienstes arbeiten konnten.

Wir richteten uns also so gut als möglich in unserm Spital ein, ließen unsere Instrumentenkisten in den Operationssaal schaffen und packten den Inhalt aus. Dann begannen wir unsere Arbeit damit, daß wir alle Verwundeten mit den türkischen Ärzten zusammen untersuchten. Es zeigte sich bald, daß die Behandlungsmethoden dieser Kollegen nicht ganz mit den unsrigen übereinstimmten. Wir fanden da Fälle liegen, wie man sie eigentlich heute nicht mehr antreffen sollte. Doch es ist hier nicht der Platz, Kritik zu üben. Die Leute arbeiteten wirklich mit ganz unzureichenden Mitteln.

Eine Anekdote über einen türkischen Operateur kann ich aber nicht verschweigen. Die Geschichte passierte auch in Skoplje. Ein türkischer Stabsarzt nahm eine Amputation vor; ein junger Militärarzt assistierte ihm dabei. Beide hatten sich vorher gewissenhaft gereinigt. Da, während die Operation schon im Gange ist, sieht der Chirurg, daß ihm ein Instrument fehlt. Er schickt den Assistenten, das Instrument zu holen; dieser findet es in einer Schachtel, bemüht sich aber vergebens, den Deckel zu öffnen. Sein Chef wird immer ungeduldiger, schließlich reißt ihm der Geduldsfaden und er springt vom Ope=

rationstisch weg und haut mit seiner aseptischen Rechten dem Assistenten zwei tüchtige Ohrfeigen 'runter und reißt die Schachtel selbst auf. Darauf wurde die Operation wieder fortgesetzt trotz der etwas fraglich gewordenen Sterilität der Hände, die Schachtel und Wange berührt hatten. Ein witziger Kollege erlaubte sich nachher den Vorschlag, bei türkischen Assistenten jeweilen vor der Operation einen Anstrich der Wangen mit Jodtinktur zu machen, um auf diese Weise aseptische Ohrfeigen zu ermöglichen.

Die Patienten waren zum größeren Teil Türken und Arnauten. Aber auch Serben waren da. Die Verwundungen stammten alle aus der Schlacht von Kumanovo, waren also schon zehn Tage alt. In nicht wenigen Fällen hatte eine starke Eiterung eingesetzt, besonders bei Albanesen. Die Schuld daran hatte wahrscheinlich der Umstand, daß die Albanesen keinen richtigen ersten Verband erhalten hatten. Die regulären türkischen und serbischen Soldaten führten nämlich alle ein kleines Päckchen mit sich, das steriles Verbandzeug enthielt. Besonders die Serben wußten gut damit umzugehen und durch die sofortige und einigermaßen richtige Anlegung dieses Notverbandes konnten viele Wunden einer primären Heilung entgegengeführt werden.

Es ist wohl an dieser Stelle am Platz, einiges über die Geschoßwirkung zu berichten. Türken und Serben benützten beide sogenannte Stahlmantelgeschosse, doch

von verschiedenem Kaliber. Das serbische Kaliber beträgt 7,0 Millimeter, das türkische dagegen 7,6 Millimeter. Beide Staaten haben Mausergewehre; die Türkei hat jedoch ein neueres Modell.

Die Wirkung der Stahlmantelgeschosse wurde im Burenkriege und in ausgedehnter Weise im russisch-japanischen Kriege studiert. Die im Balkan-Feldzuge gemachten Erfahrungen decken sich mit den früheren, mit einer Ausnahme, die wir später berühren werden. Wir konnten keinen Unterschied in der Geschoßwirkung beobachten, der durch das verschiedene Kaliber herbeigeführt worden wäre. Beide Geschosse verursachen nur einen kleinen Ein- und Ausschuß, sie machen also nur geringe Hautverletzungen. Dies trifft nur dann nicht zu, wenn der Schuß aus einer kurzen Entfernung — weniger als hundert Meter — abgegeben wurde. In einem solchen Falle ist der Einschuß zwar auch meistens nur ein kleines Loch, der Ausschuß aber oft handgroß. Solche Nahschüsse kamen ziemlich selten in unsere Beobachtung, da es nur wenige Male zum Nahkampf kam. Bei dieser Gelegenheit kann ich einschalten, daß wir während des ganzen Feldzuges nur zwei Verwundungen durch Bajonettstich zu Gesicht bekamen.

Der große Vorteil der kleinen Ein- und Ausschußöffnungen besteht nun vornehmlich darin, daß die Möglichkeit der Einwanderung von Mikroorganismen in die Wunde herabgesetzt ist, vorausgesetzt, daß an der Wunde

bald ein gutsitzender, nicht rutschender Verband angelegt wird. Gefährlicher als das Fehlen eines richtigen Verbandes ist das Sondieren und Auswaschen einer Verletzung. Durch solche Maßnahmen werden die in der Umgebung der Wunde befindlichen Keime direkt in dieselbe verschleppt.

Es ist somit leicht verständlich, daß eine große Zahl von einfachen Durchschüssen, wie wir es bei unsern Verwundeten in Belgrad beobachten konnten, in kurzer Zeit der Heilung entgegen geht.

Erwähnenswert ist auch, daß von allen Schüssen durch den Brustkorb, die zu unserer Beobachtung kamen, kein einziger tödlich verlief. Solche Schüsse pflegen nur zum Tode zu führen, wenn sie große Blutgefäße oder das Herz verletzen, Fälle, die natürlich der Arzt nicht sieht, da sie auf dem Schlachtfelde liegen bleiben.

Zum ersten Mal in diesem Kriege kam das sogenannte Spitzgeschoß zur Verwendung. Die türkischen Soldaten führten gemischte Munition mit sich, bestehend aus den bisher gebräuchlichen Stahlgeschossen und den Spitzgeschossen. Dieses letztere ist vorne zugespitzt, es ist kürzer als das andere, auch hat es den Schwerpunkt nach hinten verlegt. Beide bestehen aus einem Mantel aus Hartmetall, der mit weichem Blei gefüllt ist. Durch die nach hinten verlegte Schwerpunktslage kommt es beim Spitzgeschoß leichter zu Querschlägen, d. h. sobald die Spitze auf einen Widerstand stößt, so erfolgt eine

Drehung um seine quere Achse. Diese Drehung kann zur völligen Umdrehung führen, die wir mehrmals beobachteten. Es ist klar, daß das Geschoß durch seine Achsendrehung mehr Gewebszerreißungen verursacht.

Anders als die Gewehrgeschosse wirken die Schrapnellkugeln. Verletzungen mit diesen sind viel häufiger infiziert als Gewehrgeschoßwunden. Die Größe der Kugel und ihre geringere lebendige Kraft bringen es mit sich, daß viel leichter kleine Teile der bedeckenden Kleider in die Wunde hineingerissen werden, damit aber auch Eitererreger. Bei der Mehrzahl von Schrapnellverletzungen kommt es zur Infektion.

Da die türkische Artillerie oft versagte, so war bei den Serben der Prozentsatz der durch Schrapnellkugeln Verwundeten ein geringer.

Schon am ersten Abend schickte uns Oberst Gentschitsch einen Soldaten zur Operation. Es handelte sich um eine eingeklemmte Hernie. Wir mußten uns also helfen, wie wir konnten; denn der Eingriff war dringend nötig. Zur Beleuchtung stellten wir zwei Arnauten an, welche Öllampen halten mußten, die ein schwaches Licht auf das Operationsfeld warfen. Dr. Stierlin führte die Operation aus und zwar mit gutem Erfolge. Als wir dann in später Nachtstunde die Instrumente reinigten, tönten plötzlich aus der Tiefe des Abzugskanals seltsame Laute, wie von einem wilden Tiere. Wir erhellten den Abgrund mit einer elektrischen Taschenlampe und siehe da, eine Schaf-

herde hauste im Kellergewölbe. Gerade hygienisch war der Aufenthalt dort unten wohl nicht, wenn man bedenkt, daß der ganze Abfall eines Operationssaales hineinmündete.

Wir hatten unser gastfreundliches Haus am Wardarquai verlassen und uns im „Direktionsgebäude“ des Spitals eingerichtet. Eine Abteilung serbischer Soldaten war zum Wachtdienst auch hinaus dirigiert worden. Da das Haus vor der Stadt lag, schien ein nächtlicher Besuch von Arnauten nicht außerhalb der Möglichkeiten.

Selbst die Stadt war nicht ganz sicher. Wußten doch die Serben genau, daß viele türkische Soldaten in den Häusern versteckt waren oder gar als harmlose Bürgersleute herumspazierten. Die Serben hatten bald nach der Besetzung kundgegeben, es sollten sich alle türkischen Offiziere innert zwei Stunden stellen, sonst würden sie als flüchtige Kriegsgefangene standrechtlich erschossen; darauf meldeten sich 67 Offiziere.

Gemütlich war unsere Behausung im Spitale nicht zu nennen; das Gebäude hatte keine Türe, die Zimmertüren schlossen unvollständig, die Öfen waren nicht heizbar. Beruhigend wirkten zwar des Nachts die wachetuenden Soldaten, deren Opankensohlen auf dem Zementboden des Ganges ein scharrendes Geräusch erzeugten. Nicht ohne Mitleid hörte man sie auch heiser husten. Es war nämlich empfindlich kalt geworden. Ein kalter Wind blies durchs Wardartal, feine Schneeflocken vor sich her-



13. Alter Arnaute



14. Kranker Arnaute im türkischen Spital zu Skoplje



15. Arnautenbande

treibend. Die Felder und der Totenhügel hinter dem Spital waren bald von einer leichten weißen Decke überzogen. In den Krankensälen standen wohl kleine eiserne Öfen. Sie verschlangen aber eine Unmenge Brennholz und daran herrschte Mangel. Wälder gab es keine in der Nähe. Man mußte das Holz weit her kommen lassen, was bei den unregelmäßigen Bahnverbindungen nicht leicht war.

Die ganze Stadt, deren Leben doch einen orientalischen Charakter hat, machte in dieser winterlichen Witterung einen traurigen Eindruck. Die Leute, die jetzt in ihren bunten, dünnen Kleidern frierend herumgingen oder die kalten Hände über einem Kohlenbecken zu wärmen suchten, schienen besser in warme Breitegrade zu passen. Obendrein hatten Viele Haus und Hof verlassen. Täglich, besonders in der ersten Zeit, sahen wir ganze Familien, die Hab und Gut auf einem Ochsenkarren mitführten, auf der Landstraße an unserm Spitale vorbeiziehen.

Im Kellergeschoß eines unserer Pavillons hatten sich auch Flüchtlinge einquartiert. Diesen gehörte auch die erwähnte Schafherde. Es waren, wie man uns sagte, slawische Mohammedaner. Woher sie kamen, weiß ich nicht. Eines Tages waren sie plötzlich wieder verschwunden.

Unsere Mahlzeiten pflegten wir im Hotel Liberté einzunehmen. Zum Nachtmahl begleitete uns jeweilen einer unserer Soldaten, da wir stets einen Wachtposten

passieren mußten, der die Parole verlangte. Eines Abends kehrten wir allein zurück. Als wir drei in der finstern Nacht uns dem Wachtposten nähern, ertönt der Ruf: „Stoi!“ (halt!). Einer von uns ruft so gut serbisch wie möglich: „Schweizerski doctore“. Doch das sagt dem Soldaten scheints nichts; denn schon tönt es wieder: „Stoi!“ und wir hören, wie er an seinem Gewehr riegelt und eine Patrone in den Lauf einschiebt. Unsere Erklärungen werden nicht verstanden. Glücklicherweise ruft er nicht zum dritten Mal sein „Stoi!“; nach drei „Stoi“-Rufen, wenn der Angerufene nicht befriedigend antwortet, wird nämlich geschossen. Er rief den Wachkommandanten; dieser kannte uns und ließ uns lachend passieren. Wir gingen nach dieser Erfahrung nach Sonnenuntergang nie mehr ohne militärische Begleitung aus.

Wie schon bemerkt, fanden wir bei der Übernahme des Spitals darin türkische, albanesische und serbische Verwundete vor. Die Albanesen waren dankbare, freundliche Patienten, zumeist große Gestalten, muskelstark und von kräftigem Bau. Die große Statur wird hauptsächlich durch ihre langen Beine bedingt. Ihr Haar ist schwarz, auf dem Vorderhaupte wird es stets wegrasiert. Auch im Bette trugen sie den roten Fez oder eine weiße, kleine Filzkappe, ähnlich wie sie im Berner Oberlande die Melker tragen. Sie sprachen alle serbisch, so daß wir uns mit ihnen durch unsern Dolmetscher verständigen konnten. Unter sich redeten sie in ihrer eigenen Sprache.

Alle Albanesen, die wir in unserer Pflege hatten, waren Bekenner des Islam. Die Albanesen christlichen Glaubens wohnen mehr im Norden Albaniens und in der Umgebung des Skutarisees.

Wenn es ihnen die Wunde nur irgendwie gestattete, so pflegten sie mit übereinandergeschlagenen Beinen auf ihren Betten zu sitzen und ihre selbstgedrehten Zigaretten zu rauchen. Das Rauchen gehört bei ihnen, wie bei den Türken und Serben, zu den selbstverständlichen Lebensäußerungen. Ich sah einen schwer kranken Arnauten, sich noch zwei Stunden vor seinem Tode dieser geliebten Beschäftigung hingeben. Wenn wir einem Arnauten einen Dienst erwiesen, so war er sehr dankbar und bezeugte dies durch Berührung der Stirne mit der rechten Hand. Wir hatten aber Mühe, diese Leute zu Operationen zu überreden, auch wenn dieselben unumgänglich nötig waren. Gerade unter den Arnauten waren viele in einem traurig vernachlässigten Zustande. Einige hatten zuerst zu Hause gelegen und dort ihre Wunden behandelt.

Einem jungen Burschen war durch einen Schuß das rechte Bein zerschmettert worden; in der Wunde hatte eine scheußliche Eiterung eingesetzt, welche drohte, zur allgemeinen Blutvergiftung zu führen. Das Bein war nicht mehr zu retten. Durch eine Amputation hätte vielleicht das Leben des Mannes noch erhalten werden können. Aber die verweigerte er hartnäckig. Auch sein alter Vater, der nie von seinem Sohne wich und des Nachts

auf einigen Decken neben dem Bette schlief, sagte uns, lieber wolle er seinen Sohn verlieren, als ihn als Krüppel leben zu sehen. In der Tat, was soll ein Krüppel in jenen armen Ländern anfangen? Es bleibt ihm nichts übrig, als zu betteln. Wie ich durch einen Arzt von der Goldküste hörte, verweigern dort die Neger auch jegliche Amputation.

Dieser um seinen Sohn besorgte Vater war nicht der einzige Fall von Anhänglichkeit unter Familiengliedern, den wir beobachten konnten. Ein anderes Mal war es ein arnautisches Ehepaar, das in den Spital kam und hier nach langem Suchen endlich den totgeglaubten Sohn wieder fand. Diese Eltern hatten wenigstens das Glück, ihren Sohn zu finden. Ich erinnere mich aber eines serbischen Vaters, der angstvoll von Spital zu Spital eilte und überall vergebens nach seinem Sohne fragte.

Auffallend war, wie ganz außerordentlich tolerant die Arnauten sich gegen Schmerzempfindung zeigten. Glieder mit komplizierten Frakturen konnte man herzhaft anfassen, große Eiterhöhlen spalten, die Leute zuckten nicht. Sie unterschieden sich darin sehr von den anatolischen Türken, die wir in Behandlung hatten. Diese waren sehr empfindlich. Auch die Serben waren ziemlich standhaft bei schmerzlichen Eingriffen; allerdings gab es auch Ausnahmen. Jedenfalls äußern sie aber alle viel weniger Schmerzempfindung als unsere Patienten zu Hause. Wie mir serbische Ärzte berichteten, führt man in

Serbien viele Operationen, sogar Amputationen ohne Narkose aus. Die Serben waren sehr geduldige Patienten und angenehm zu behandeln, weil sie nie reklamierten oder murrten.

Unter den Arnauten gab es allerdings auch solche, bei denen wir stets befürchten mußten, sie könnten einen Fluchtversuch oder sonst eine verzweifelte Tat begehen. Glücklicherweise geschah nichts dergleichen.

Des Eindruckes konnten wir uns nicht erwehren, daß die Arnauten sich uns gegenüber ganz anders betrugen als im Verkehr mit den Serben. Sie wußten, daß wir Allaman oder Inglis oder etwas ähnliches waren und keine Serben, gegen die sie den tiefsten Haß hegen, einen Haß, wie er nur bei Rassegegensätzen möglich ist, wie wir im Balkan sie vorfinden.

Über die a l b a n i s c h e F r a g e habe ich kein Urteil, da wir zu wenig Arnauten kennen lernten und nur die Peripherie von Albanien bereisten. Nach dem, was ich hörte, gibt es in Albanien keine gebildete Klasse; die Volksführer, die sogenannten Beys, wie Issa Boletinaz und Idris, sollen mehr oder weniger Räuberhauptmänner sein. Das schließt ja nicht aus, daß sie einen gewissen Ehrenkodex haben. Ob sie aber eine verantwortliche Regierung zu bilden imstande sind, ist denn doch fraglich. Wir sahen einen Arnauten-Bey einmal im Hotel Liberté; er hatte sich den Serben unterworfen und ließ sich von den Reportern, die ihn wie eine Meute überfielen, inter-

viewen. Sein Gesicht war das eines alten Gauners. Die Arnauten sind überdies noch von der türkischen Herrschaft her an ungeordnete Zustände gewöhnt. Jedenfalls wird das freie Albanien ein merkwürdiges Staatsgebilde werden.

Die Abstammung der albanesischen Rasse, ihre geographische Ausbreitung bieten außerordentlich verwickelte Probleme. Aufmerksame Beobachter, die jahrzehntelang im Lande wohnten, sagten uns, daß sie bis zur Stunde noch nicht klug geworden seien aus den sprachlichen und völkischen Fragen Albaniens. Dazu kommt noch, daß das Land nur ganz oberflächlich bekannt ist; die vorhandenen Karten sind äußerst mangelhaft. Ganze Bergketten und Flußläufe sollen falsch eingezeichnet sein. Das Reisen im Lande war unmöglich, da die Unsicherheit viel zu groß. Herr Konsul Prohaska berichtete mir, daß Prisren während mehrerer Jahre von keinem europäischen Reisenden besucht wurde.

Wir arbeiteten zuerst einige Tage mit den türkischen Ärzten zusammen. Mit ihnen hatten wir die Ehre, am 6. November dem König Peter das Spital zu zeigen und ihn durch die Krankensäle zu führen. Er erkundigte sich bei jedem Kranken nach der Art der Verwundung und nach der Schlacht, in der er verletzt worden war. Sein Adjutant verteilte den Kranken Zigaretten. Unsere Patienten wurden nicht verwöhnt durch solche Besuche und Geschenke. Einzig der österreichische Konsul,

Baron von Heimrodt, war noch gekommen und ließ ebenfalls Zigaretten verteilen. In den Spitälern von Belgrad dagegen wurden die Besuche und Geschenke, wie mir Ärzte erzählten, zu einer Plage; die Patienten wurden dadurch derartig verwöhnt und verdorben, daß man energisch dagegen einschreiten mußte.

Die serbische Sanitätsleitung ging bald daran, die transportfähigen Türken und Arnauten in die Spitäler Serbiens zu befördern. Einige waren schon geheilt; diese wanderten in die Gefangenschaft. Zwei davon sah ich später in Belgrad wieder. Sie waren in der Festung mit siebenhundert andern türkischen Soldaten interniert. Sie erkannten mich sofort und begrüßten mich freudigst. Den Gefangenen in Belgrad stand ein sehr großer Hof offen, wo sie sich tagsüber an der freien Luft aufhalten konnten. Ihre Unterkunftsräume waren gut geheizt.

Durch die Evakuation wurde unser Spital in Skoplje bis zur Hälfte entleert. Die türkischen Ärzte wollten nun das Krankenhaus ganz an die Serben abgeben. Es wurde ein Inventar des dem Roten Halbmond gehörigen Materials gemacht, und dann nahmen die Türken Abschied von uns. Dr. Tefwik Rusti Bey bekam die Erlaubnis, nach Konstantinopel zu reisen. Gerne zog er wieder nach seinem geliebten Stambul.

Die Flagge des Roten Halbmondes wurde herunter genommen und das Rote Kreuz gehißt. Serbische Sanitätssoldaten wurden uns zugeteilt; Oberst Gentschitsch be-

orderte einen Sanitätsoffizier, der die Administration zu besorgen hatte und wir setzten unsere Tätigkeit als Chirurgen fort.

Bei der nächsten Durchsuchung des Spitals fanden die Serben noch interessante Dinge: im Keller mehrere Kisten mit türkischer Munition und eine Höllenmaschine.

Bei unsern Mahlzeiten im Liberté trafen wir jeweilen viele Reporter. Sie waren alle sehr ungehalten darüber, daß sie nicht näher an die Front gelassen wurden. Hier in Skoplje konnten sie nichts anderes tun, als täglich im Preßbureau des Generalstabs sich eine offizielle Mitteilung über die militärischen Operationen geben zu lassen und diese dann mit oder ohne Kommentar an ihre Zeitungen zu telegraphieren. Wenn sie sich bei der Heeresleitung über diese Behandlung beschwerten, so erhielten sie zur Antwort: „Wir bedauern; aber die Franzosen haben anno 1870 Schlachten verloren, weil die Deutschen durch englische Zeitungen Kenntnis bekamen von den französischen Operationsplänen. Wir wollen keine solche Erfahrungen machen!“ Viele reisten auch bald von Skoplje ab. Sie konnten die amtlichen Communiqués in Belgrad ebenso gut bekommen und sie von dort noch schneller an ihre Blätter berichten. Große Reize bot ihnen das Leben in Skoplje nicht, mit seinen schmutzigen Straßen und meistens leer gegessenen Restaurants. Der Stoff zu „Stimmungsbildern“ war eben schließlich auch einmal erschöpft.



16. Skoplje: Flüchtlinge



17. Skoplje: Türkische Gefangene werden in die Eisenbahn verladen



18. Fräulein Sophia Jowanowitsch und ihr Verlobter



19. Skoplje: Eine Abteilung des dritten Aufgebotes rüstet sich zum Abmarsch

Einen guten Fang taten sie noch mit Fräulein Sophia Jowanowitsch, dem Komitadschenmädchen. Sie wurde photographiert und interviewt und lange Artikel konnten über sie verfaßt werden.

Auch wir hatten eine Begegnung mit dieser Dame. Als wir einmal wieder ins Restaurant Liberté kamen, machte uns der Begleiter auf zwei Komitadschis aufmerksam. Der eine war ein strammer, untersetzter Kerl; sein Begleiter ließ sofort trotz der Männerkleidung das Weib erkennen. Das Gesicht, die zarten Hände, die beständig mit dem Gewehr spielten, die ganze Gestalt konnten keinen Zweifel über ihr Geschlecht bestehen lassen. Sie trug das serbische Nationalkleid aus dickem braunem Lodenstoff, die Füße steckten in großen Opanken und eine gewöhnliche Soldatenmütze bedeckte das kurzgeschorene Haupthaar. Mit Stolz zeigte sie uns zwei Bomben, die sie im Gürtel trug.

Ihre Geschichte erzählte sie folgendermaßen: Als im Jahre 1908 in Serbien ein Krieg mit Österreich drohte, versprach ihr der Vater, sie in den Krieg mitzunehmen. Aus dem Krieg wurde bekanntlich nichts und bald darauf starb der Vater. An seinem Totenbette schwur das Mädchen, gegen den nächsten Feind Serbiens in den Kampf zu ziehen. Als nun der Krieg mit der Türkei ausbrach, ließ sie sich in eine Bande von Freiwilligen aufnehmen.

Natürlich konnte das Idyllische nicht lange ausbleiben. In Skoplje trat sie schon als Verlobte auf; ihr Ge-

liebter wich nie von ihrer Seite und mit flammendem Blicke hielt er die aufdringlichen Reporter in Schranken. Von den Serben wurde Fräulein Jowanowitsch kaum beachtet. Wie mir erzählt wurde, war ihre Mitwirkung am Feldzuge tatsächlich nur eine recht bescheidene, abgesehen von einigen Malen, wo sie Gelegenheit hatte, im Hintertreffen ihr Gewehr loszuknallen.

Von der Organisation dieser Banden konnten wir uns lange kein richtiges Bild machen. Jede Bande besteht aus etwa achtzig bis hundert Mann sogenannten Komitadschen. Dieser Name rührt von den Revolutionskomitees her, die in den christlichen Balkanstaaten ihren Sitz hatten und beständig gegen die türkischen Behörden in Mazedonien agitierten. Die Banden werden meistens von gedienten Militärs angeführt. Die serbischen Komitadschis rekrutieren sich größtenteils aus Altserbien und Oberalbanien, doch waren auch solche aus dem Königreich dabei. Mehrere Komitadschen, die wir trafen, waren gebildete Leute, die aus diesem oder jenem Grunde nicht bei der regulären Armee dienten. Waffen und Munition wurde den Banden von der Regierung geliefert.

Von der äußern Welt waren wir ziemlich abgeschlossen. Zeitungen gab es keine; sie blieben alle auf dem Preßbureau liegen. Eine serbische Post war zwar eingerichtet. Sie befand sich auf der Zitadelle. Wir fragten dort einige Male nach angekommenen Briefen, worauf das Postfräulein uns jedesmal auf einen Berg

von Korrespondenzen verwies, die unsortiert am Boden lagen.

Die Stadt war in den ersten Tagen noch voll von Truppen aller Gattungen. Doch das Bild änderte sich bald; die Linien- und Landwehr-Truppen zogen ab und es blieb nur eine kleine Garnison zurück, verstärkt durch Zuzug von Landsturm, der die Linientruppen im Wachtdienst ablöste.

Mit der Zeit machten wir in Skoplje auch mehrere Bekanntschaften, so die Konsule von England und Österreich, Beamte von den orientalischen Bahnen, serbische Ärzte und Offiziere. Wir hörten da gar mancherlei Angaben über die Zustände in Albanien, die Vorgänge vor der serbischen Besetzung und sehr verschiedene Urteile über die vielen politischen Fragen, die in der Luft schwebten.

Interessant waren die Berichte über die Vorgänge in Skoplje unmittelbar nach der Schlacht bei Kumanovo.

Die türkischen Truppen hatten sich nach dieser Niederlage nach Skoplje zurückgezogen. Es war offenbar nicht beabsichtigt, Skoplje zu verteidigen; denn man begann gleich, die Truppen per Bahn weiter zu schaffen. Ein Eisenbahnzug nach dem andern brachte Truppen nach Veles. Wieder war ein Zug bereit zur Abfahrt; in und auf den Wagen hatten die Soldaten Platz genommen. In der Hauptstraße standen mehrere Batterien zur Verladung bereit. Da, als der Wali in seiner Kutsche über die

Wardarbrücke fuhr, um sich nach der Station zu begeben, feuerte ein Individuum zwei Schüsse auf ihn ab, die indessen nur seinen Wagenlenker verwundeten. Der Verletzte kam später im türkischen Spitale in unsere Behandlung. — Mit diesen zwei Schüssen ertönten Rufe: „Die Serben!“ „Die Serben!“ Eine Panik erfaßte die Soldaten. Die Artilleristen hieben die Stricke der Bespannung durch und sprengten auf den Pferden zur Stadt hinaus. Die Soldaten stiegen aus den Eisenbahnwagen und von deren Dächern herunter und alle, zu Fuß und zu Roß, eilten auf einem Sträßchen westlich von Skoplje ins Gebirge.

In der Stadt machten sich nun alle dunklen Elemente ans Werk, es wurde geplündert und geraubt. Die Europäer waren ihres Lebens nicht mehr sicher. In dieser Situation bat der Stadtvorsteher von Skoplje die Konsuln der Mächte um eine Intervention. Diese kamen überein, die Serben, welche noch bei Kumanovo lagen, hereinzurufen. „Wir wendeten uns an die Serben, weil sie die einzige zur Verfügung stehende Staatsgewalt waren“, erklärte uns ein Konsul. Die Konsuln von England, Frankreich, Österreich und Rußland fuhren auf beschwerlichem Pfade zum serbischen Lager und ersuchten den Kommandanten der Ersten Armee, den Kronprinzen, Skoplje zu besetzen. Der Kronprinz ordnete sofort den Vormarsch an und am Abend des 26. Oktober pflanzte er auf der Zitadelle von Skoplje die serbische Fahne auf.

Er begleitete diesen feierlichen Akt mit den Worten: „Die Geschichte wiederholt sich.“

An derselben Stelle ließ sich im Jahre 1346 der serbische Fürst Stefan Duschan zum Kaiser der Serben krönen. Skoplje war die Hauptstadt dieses Reiches, das im Norden an die Sawe grenzte, im Süden vom Ägaeischen Meere bespült wurde. Im Osten reichte es bis weit in das jetzige Bulgarien hinein und im Westen hielt Kaiser Duschan die Adriahäfen Durazzo und Valona in seiner Macht. Duschan tat sein Möglichstes, um in seinem Reiche Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe zu fördern. Dazu bediente er sich gerne der Fremden; besonders mit Venedig stand er in engem Wechselverkehr. Doch schon 1355 starb er in der Blüte seiner Jahre. „Der Tod des starken Duschan war ein großes Unglück, nicht nur für das serbische Volk; denn mit dem großen Manne war damals in böser, weltgeschichtlicher Stunde der letzte Held der Balkanhalbinsel verschwunden, der nach menschlicher Berechnung imstande gewesen wäre, mit Hilfe der südslavischen Naturkraft die nur allzu schnell hereinbrechende osmanische Überflutung aufzuhalten.“ (Hertzberg.)

Unter seinem schwachen Nachfolger regierten die Statthalter ziemlich selbständig in den Provinzen. Die südlichen Teile des Reiches wurden langsam von den Türken erobert. Nur einer dieser Statthalter, Wuk Lasar von Prisrend, erkannte die drohende türkische Gefahr und suchte die Kräfte des Reiches für den Widerstand

zu sammeln. Doch 1389 erlag er dem Ansturm der Osmanen.

Die Türken waren bis zum Amselfelde (Kossowopolje) zwischen Skoplje und Nowipasar vorgedrungen. Dort stellte sich ihnen Lasar entgegen. Seinem Heere standen Zuzüge aus allen südslawischen Ländern, sowie aus Ungarn und Deutschland zur Seite. Auch die Albanesen kämpften auf seiner Seite. Doch diese gemischten Streitkräfte waren den kriegstüchtigen Türken nicht gewachsen. Nach tapferstem Widerstande wurden die Serben geschlagen und die Blüte ihres Adels vernichtet. „Es ist ein weltgeschichtlicher Jammer, daß der Unglückstag von Kossowo polje diesem herrlichen Volke, dem edelsten aller Slawenstämme, die Herrschaft auf der Hämushalbinsel entriß und der türkischen Barbarei freien Lauf ließ.“ (H. Gelzer.)

Das Andenken an die Völkerschlacht auf dem Amselfelde hat sich bis auf den heutigen Tag im serbischen Volke wacherhalten. In unzähligen Liedern wurden Lasar und seine Tapfern besungen.

Nach jener Schlacht kam das ganze Serbenreich unter türkische Herrschaft. Die Türken teilten das Land unter sich auf, und den Christen wurden nur die niedrigsten Feld- und Hausdienste gestattet.

Nach mehr als vierhundertjähriger Unterdrückung, begannen die Serben den Kampf um die Wiedereroberung der Unabhängigkeit und Freiheit. Im Jahre 1877 waren

sie schon so stark, daß die serbische Armee siegreich bis zum Amselfelde vordringen konnte. Der Berliner Vertrag von 1878 gab zwar dieses wieder der Türkei zurück. Am 25. Oktober 1912 besetzte General Boscha Jankowitsch das Amselfeld wieder, und an der Stelle, wo Lasar gefallen war, ließ er einen Trauergottesdienst abhalten.

In der ersten Reihe der Gesprächsthemata stand natürlich auch die serbische Adriabahn. Von den Serben wurde die Ausführung dieses Projekts als unumgänglich notwendig für die wirtschaftliche und nationale Unabhängigkeit des Landes bezeichnet. Bisher hatte Serbien wegen der Beschaffung des Kriegsmaterials die größten Schwierigkeiten, da je nach der politischen Lage die umgebenden Staaten dieses durchließen oder zurückhielten. Wir hörten auch ernsthafte Bedenken und Einwände, die gegen die Adriabahn sprachen. Einige dieser Gegengründe, die uns übrigens von neutraler Seite ausgesprochen wurden, will ich hier kurz wiedergeben: Wie rechtfertigt sich eine neue künstliche Ausfuhrstraße nach der Adria mit einem mutmaßlichen Kostenvoranschlage von zweihundert bis dreihundert Millionen Franken, um nur einen kleinen Prozentsatz der jährlichen Ausfuhr Serbiens, die rund hundert Millionen Franken beträgt, über diese kostspielige Route zu leiten? Das Königreich Serbien ist einseitig hydrographisch nach der Donau orientiert. Die Frachtsätze auf der projektierten Adriabahn

betragen etwa das acht- bis zehnfache der Transportkosten, welche die natürliche Weltverkehrsstraße der Donau erfordert. Als Zugang zum Meere besteht übrigens schon die gegebene, durch das Wardartal geschaffene Verbindung mit Saloniki. Durch die zollpolitischen Differenzen mit Österreich-Ungarn wurden die Serben dazu getrieben, einen *eigenen* Weg nach dem Meere zu suchen, anstatt sich nach den natürlichen Straßen nach Norden zu orientieren. So sympathisch das Adriabahnprojekt vom Standpunkt des serbischen Nationalbewußtseins berührt, so sehr ist die *wirtschaftliche* Unausführbarkeit dieser Idee zu beklagen. Soweit die Kritiker.



20. Skoplje: Serbische Infanterie. Im Hintergrund der mohammedanische Friedhof



21. Skoplje: Vor dem türkischen Spitale



22. Veles: Gesamtansicht

An die Front zur Ersten Armee.

Wir hatten in Skoplje den Spitalbetrieb in Gang gesetzt. Nun aber zog die kämpfende Armee immer weiter nach Süden und von Skoplje weg. Schon von den Treffen bei Veles und Prilep waren die meisten Verwundeten über Skoplje direkt weiter nach Serbien transportiert worden, wo sie gute Unterkunft fanden. In Skoplje wurden fast durchwegs leicht Verwundete zurückbehalten, um die Spitäler in Nisch und Belgrad nicht zu überfüllen. Inzwischen war ein serbischer Chirurge nach Skoplje berufen worden zur Übernahme des Militärspitals auf der Zitadelle. Wir waren also nicht mehr die einzigen Chirurgen auf dem Platz und somit konnten wir mit gutem Gewissen an eine neue Aufgabe denken.

Schon lange hatten wir den regen Wunsch, auf dem Verbandplatz hinter der Armee zu arbeiten. Da nun die serbische Armee nur eine geringe Zahl Chirurgen besitzt, dachten wir, bei der Armee selbst von einigem Nutzen sein zu können. Wir fragten bei Oberst Gentschitsch an, ob er uns nicht an die Front schicken könne. Oberst Gentschitsch war uns, wie ich schon berichtete, von Beginn an sehr freundlich gesinnt; er hatte eine große Ver-

ehrung für unser Vaterland und seine freiheitlichen Institutionen. Er ging sofort auf unseren Plan ein. Er frug gleich bei der Armeeleitung an, denn bis jetzt waren keine Ausländer an die Front vorgelassen worden. Die Erlaubnis war in wenigen Stunden erteilt, und Oberst Gentschitsch brachte uns selbst den Bescheid, daß wir früh des andern Tages mit einem Begleiter nach Veles reisen sollten. An persönlicher Ausrüstung dürften wir nur mitnehmen, was wir im gegebenen Fall tragen könnten und von chirurgischen Instrumenten nur ein Notbesteck; das übrige würden wir bei der serbischen Sanitätskompagnie vorfinden.

Wir nahmen am Abend nochmals eine Revision unserer Kranken vor und vertrauten sie dann einem serbischen Kollegen. Unsere ganze Ausrüstung, die zurückbleiben mußte, verstauten wir in einer Kammer des Spitals.

Tags darauf, am 11. November, standen wir früh um 7 Uhr am Bahnhof mit unseren Rucksäcken. „Wann geht der Zug nach Veles?“ Niemand konnte uns Auskunft geben. Endlich hieß es, um 11 Uhr.

Bis dahin verbrachten wir die Zeit im Bahnbuffet, wo aber nichts als türkischer Kaffee zu haben war, und ließen uns von einem deutschen Ingenieur seine Abenteuer und Erlebnisse in Oberalbanien erzählen. Besonders fesselnd war sein Bericht über die Besetzung Skopljes durch die Albanesen während des Aufstandes im letzten

Sommer. Sie hatten in Mitrowitza die Eisenbahn beschlagnahmt; einer stellte sich mit geladenem Revolver neben den Lokomotivführer, der den Zug nach Skoplje bringen mußte. Die Wagen waren vollbesetzt mit schwer bewaffneten Leuten, selbst auf den Wagendächern hatten welche Platz genommen. Während der Fahrt wurde beständig geschossen. Die Wageninsassen feuerten ihre Gewehre nach oben ab gegen das Wagendach, unbekümmert um ihre Gesellen, die dort oben saßen. Besonders liebten sie es auch, auf die weißen, an den Telegraphenstangen angebrachten Isolatoren zu schießen. In Skoplje selbst wurden mehrere tausend Freudenschüsse abgegeben, wobei es Tote und Verwundete gab. Unser Gewährsmann faßte die Zustände in Albanien in den letzten Jahren unter dem Ausdruck zusammen: „Anarchie bis zur Bewußtlosigkeit."

Unterdessen wurde es auf dem Bahnsteig wieder lebendig. Gefangene Türken waren von Veles angekommen und wurden nun hier in andere Wagen verladen. Sie trugen zumeist die neue Felduniform von gelblichgrüner Farbe. Nur wenige trugen den roten Fez. Die türkische Armee war nämlich zum ersten Mal ohne Fez in den Krieg gezogen. Die meisten trugen eine fezähnliche Mütze aus dem Stoff der Uniform oder eine Art Turban, eine Kopfbedeckung aus grauem Tuch, die vor kurzem erst eingeführt worden war. Manche hatten noch ihre Feldflasche bei sich. Die türkische Ordonnanzfeld-

flasche ist ein sehr schönes Fabrikat aus Aluminium mit Filzüberzug. Ob der einfache Soldat das zu schätzen wußte, ist eine andere Frage. Viele serbische Soldaten führten als Feldflasche einen ausgehöhlten Kürbis mit sich.

Nicht wenige türkische Soldaten hatten an ihren Mützen ein Kreuz aus weißem Stoff befestigt, — es waren wohl Christen.

Die Gefangenen wurden nun in leere Güterwagen gebracht. War ein Wagen vollgepfercht, so wurde die schwere Türe zugerollt, und nun konnten die Leute warten, bis sie in ein bis zwei Tagen ihren Bestimmungsort in Serbien erreichten.

Gegen 11 Uhr kam die Reihe an uns. Ein kleiner Zug war vorgefahren, der nach Veles bestimmt war. Mit einer Handvoll Komitadschen nahmen wir Platz darin und fuhren Veles zu. Auf der Fahrt mit dem Militärzug konnten wir gut die Landschaft betrachten. Erstens war die Fahrgeschwindigkeit sehr langsam und zweitens durften wir zur besseren Beobachtung ruhig die Plattform oder das Wagendach benützen; Schaffner gab's keine. Jeder war sein eigener Meister im Zuge.

Das Tal, das bei Skoplje weit ist, engt sich bald ein, die Bahn geht stets in der Nähe des Flusses, dessen braune Fluten eilig davonschießen. An seinen Ufern stehen Bäume und Gestrüpp in urwäldlichem Zustand, das Laub erglänzte in Herbstfarben. Trotzdem es schon November

war, trugen die Bäume noch ansehnlichen Laubschmuck. Der Winter soll in diesen Gegenden erst nach Neujahr einsetzen. November wurde uns in Skoplje als der angenehmste Monat des Jahres gerühmt. Die Uferhänge sind felsig und lassen das Schiefergestein zutage treten. Nur noch Sträucher gedeihen; trotzdem sahen wir große Ziegenherden, die sich an den Abhängen ihre Nahrung suchten.

Die Linie war sehr sorgfältig bewacht; eine Brücke war nämlich von den Türken zerstört worden. Die Eisenkonstruktion zwischen einem Pfeiler und dem Ufer war gesprengt worden. Serbische Geniesoldaten hatten durch Errichtung eines Gerüstes aus Holzbalken eine hübsche provisorische Verbindung konstruiert, über die der Zug langsam fuhr. Soviel wir erfahren konnten, war die Eisenbahnlinie nur an dieser Stelle von den Türken beschädigt worden. Es ist dies eine der merkwürdigen Erscheinungen in diesem Kriege, dieses vollkommene Versagen in den Elementen der Kriegsführung. Jedenfalls wurde dadurch der Vormarsch der Serben ganz wesentlich erleichtert.

Je weiter wir kamen, desto enger wurde das Tal und desto öder. Oft waren zu beiden Seiten des Flusses nur Felsen, die durch Wasser und Wind ganz ausgemerkelt und zerklüftet waren. Auf einem Felsenturme saßen zwei Lämmergeier, die gelassen den Zug betrachteten. In der Türkei sind die Landschaften stets belebt von wilden

Vögeln. Der Türke ist kein Jäger. In Serbien blüht das System der Patentjagd und darum gibt es auch kein Wild.

Nach den Engpässen erreichten wir wieder ein offenes Gelände, die fruchtbare Ebene von Veles, türkisch Köprülü.

Es scheint eine Eigentümlichkeit der albanischen und mazedonischen Landschaft zu sein, daß die Täler immer wieder durch Querriegel unterbrochen werden. So werden einzelne Landschaften gebildet, die durch schluchtenartige Engpässe oder Kluse verbunden sind. Der Wardar fließt durch vier solche Ebenen, die von Tetowo, von Skoplje, von Veles und die von Krivolak. Erst nachdem er sich durch die Felsenschlucht von Demir Kapu durchgezwängt hat, erreicht er die Ebene von Salonik, wo er sich in ein Delta auflöst und das Meer erreicht.

In Veles wurden wir freundlich empfangen von dem ehemaligen Ministerpräsidenten Trifkowitsch. Er geleitete uns zum Zelte eines Feldspitals. Gegenwärtig lagen keine Verwundeten darin. Es diente als Zwischenstation für die Schwerverwundeten, die von Prilep hierher gebracht und dann in einem Hospitalzug nach Serbien geschafft wurden.

Die Ärzte dort waren dieselben, mit denen wir von Kumanovo nach Skoplje gefahren waren. Wir erkundigten uns gleich nach unserer Weiterreise. Sie war für heute ausgeschlossen, da keine Wagen aufzutreiben waren.

Wir besichtigten nun die Stadt Veles. Sie liegt zu beiden Seiten des Wardar, da wo er wieder die Ebene verläßt und in eine Schlucht einströmt. Die bunt angestrichenen Steinhäuser und die braunen Holzhütten ziehen sich an den Berghängen hinauf. Wir wanderten hinab bis zur schwankenden Holzbrücke, die beide Stadtteile verbindet. Die Straßen sind schmutzig. In engen Werkstätten, die nach der Gasse offen sind, arbeiten zusammengekauert die Handwerker. An jeder Haustür war mit Kreide ein Kreuz angemalt und am Dachgiebel flatterte ein aus Tuchfetzen zusammengeflicktes Serbenfähnlein. Die Einwohner sind zu einem guten Teil Christen; ihr Gotteshaus steht einsam oberhalb der Stadt am Bergeshang. Die Stadt macht einen traurig ärmlichen Eindruck.

Wir suchten noch den Bahnhofsvorstand, einen Deutschen, auf. Da die Serben den Bahndienst ganz übernommen hatten, war er ohne Arbeit. Die orientalischen Bahnen, deren Kapital deutsch und österreichisch ist, haben als Beamte vornehmlich Deutsche, Österreicher und Schweizer. Es sind auch einige Griechen und Armenier darunter. Türken können, wie mir erzählt wurde, nur für die untersten Posten verwendet werden, etwa bis zum Weichenwärter. Es geht ihnen jede technische Begabung ab.

Die westeuropäischen Bahnbeamten sehen sich durch den Krieg in ihrer Stellung bedroht. Die Serben gedenken in kurzer Frist das Bahnnetz zu übernehmen und

werden wohl bald die Stellen mit eigenen Leuten besetzen.

Beneidenswert muß die Aufgabe dieser Bahnbeamten in den letzten Jahren nicht gewesen sein. Wie uns unser Bahnmeister von Veles erzählte, war die Bahnlinie stets von bulgarischen Komitadschen bedroht. Wenn er mit seiner Draisine die Strecke absuhr, mußte er beständig befürchten, plötzlich auf eine Bombe zu stoßen und zerrissen zu werden. Die Bahnlinie war den ganzen letzten Sommer über von türkischen Soldaten bewacht.

Wir kehrten darauf wieder zu unserem Sanitätszelt zurück. Dort hatte sich eine ganze Gesellschaft zusammengefunden: Offiziere, Ärzte und Freiwillige. Sie saßen um einen gefangenen türkischen Offizier, der nach Serbien transportiert werden sollte. Er war mit einem langen Zug gefangener Soldaten im Laufe des Nachmittags hier eingetroffen. Bis sein Zug weiter ging, hatten ihn die serbischen Offiziere ins Zelt geladen und ihm ein Nachtmahl vorgesetzt. Sie unterhielten sich mit ihm durch einen Dolmetscher. Der Türke, es war ein Anatolier, machte einen feinen, würdigen Eindruck. Er bemerkte, die Türken hätten sich in eine Niederlage im Kampfe mit Frankreich oder England hineinfinden können, aber von den kleinen Balkanstaaten besiegt zu werden, das sei schwer für sie zu ertragen.

Minister Triskowitsch erzählte uns von verschiedenen bemerkenswerten Einrichtungen in Serbien; es gibt



23. Unsere Expedition auf dem Wege nach Prilep



24. Straßenwache bei Veles



25. Issivor: Verbrannte Häuser



26. Sanitätskolonne zwischen Veles und Prilep

dort gar keinen Großgrundbesitz; das ganze Land ist aufgeteilt in kleine Bauerngüter. Der Bauernstand wird durch eine weise Gesetzgebung geschützt; 2½ Hektaren Land, Pferd, Ochse und Pflug sind unverpfändbar und können nicht verkauft werden, auch nicht zu Gunsten des Gläubigers. Die Landwirtschaft wird noch mit sehr primitiven Mitteln betrieben; sie beschränkt sich zumeist auf Viehzucht, Getreide- und Obstkultur. Besonders berühmt sind die Pflaumen Serbiens, die als bosnische Pflaumen auf den Weltmarkt kommen.

Eine Aristokratie gibt es in Serbien nicht. Das war aber in früheren Zeiten anders. Der altserbische Adel kämpfte auf dem Amselfelde gegen die Türken und wurde dort wohl zum großen Teil vernichtet. Der Rest zog nordwärts nach Ungarn, Österreich und bis nach Polen. Die im Lande Zurückgebliebenen wurden von den Türken mit den übrigen Bewohnern zu Hörigen gemacht und die Standesunterschiede verloren sich im Laufe der Jahrhunderte. Allerdings schließt das Fehlen einer Aristokratie nicht aus, daß es in den Dörfern einflußreiche Matadoren gibt, welche bei der Gemeinde- und Landespolitik eine wichtige Rolle spielen. Das öffentliche Leben ist nämlich zerrissen vom Parteihader. Der Serbe ist ein eifriger Politiker und ein guter Teil von Energie geht in Parteikämpfen verloren. Dieses bestätigten uns alle unsere serbischen Freunde, eigentlich zu unserer Verwunderung; denn im Kriege hörten wir nie Gespräche über innere

Politik. Gegenwärtig ist die radikale Partei am Ruder. Die demokratischen Institutionen der Schweiz sind in Serbien gut bekannt und werden sogar in Gesängen und Liedern als vorbildlich gepriesen.

Wir legten uns im Zelt zur Ruhe. Aber schon nachts 2 Uhr wurden wir geweckt: ein Wagenzug mit Verwundeten war soeben von Prilep angelangt; die schwerer Verletzten mußten im Sanitätszelt untergebracht werden, bis ein Hospitalzug sie aufnehmen und nach Serbien bringen konnte. Wir gingen in die Nacht hinaus und konnten im Scheine von Pechfackeln eine ganze Reihe von Ochsenwagen erkennen. Daraus entstiegen die Verwundeten und schleppten sich in bereitstehende Gepäckwagen, deren Boden eine dünne Schicht Stroh hatte. Viele mußten gestützt oder getragen werden. Zu ihrem Empfang waren einige Landsturmmänner da, welche so gut als möglich ihre Aufgabe erfüllten. Die schwerer Verletzten wurden ins Zelt getragen, die andern stiegen in die Güterwagen ein. Bald hatten sie sich dort häuslich eingerichtet und rauchten ihre Zigaretten. Nach einiger Zeit war dann auch der Tee fertig, der in großen Kupfergefäßen gekocht wurde.

Nirgends wie hier kam uns zum Bewußtsein, wie Serbien diesen Krieg mit der Aufbietung der letzten Kraft führte. Die Sanitätskrankenwagen waren in viel zu kleiner Zahl vorhanden, die Verwundeten mußten tagelang auf schwerfälligen Ochsenkarren fahren, Bedie-

nung war zu wenig da, und dazu stand die serbische Armee gut 200 Kilometer von der Grenze des Landes entfernt in einer schwach bevölkerten, armen Gegend. Aber die Leute schickten sich in ihre Lage und richteten sich mit den gegebenen Mitteln so gut als möglich ein. Der gemeine Mann litt ja natürlich am meisten unter der Dürftigkeit und Spärlichkeit der Hilfsmittel. Allerdings kennt der Serbe auch im Frieden nur eine äußerst dürftige Lebensweise. Die Bauern wohnen auf dem Lande in ziemlich ärmlichen Hütten und sind gewöhnt an die Unbill der Witterung. Außerdem half den Soldaten ihre Begeisterung für diesen Krieg gegen den alten Erbfeind über viel Ungemach hinweg. Dieser Krieg war, was Serbien anbelangt, ein Volkskrieg. Die Zeit der Türkenherrschaft steht im Lande noch in lebhafter Erinnerung. In Südserbien hat die ältere Generation noch unter der türkischen Regierung gelebt. Die Bedeutung eines Krieges gegen die Türkei wurde uns recht deutlich durch die Erzählung eines hochstehenden Generalstaboffizieres: Im serbisch-türkischen Kriege 1876/77 flüchtete er als neunjähriger Junge mit seiner Familie aus dem Heimatort an der türkischen Grenze. Die alten Leute mußten sie zurücklassen. Die Flüchtlinge verbrachten den Winter an sicherem Ort und kehrten nach Friedensschluß im Frühjahr in ihre Heimat zurück. Sie fanden dort ihre zerstörten Wohnungen und unser Offizier entdeckte unter den Trümmern die Überreste seiner Großmutter. Diese

wurden dann bestattet. Wahrscheinlich steht diese Geschichte nicht vereinzelt da. Jedenfalls geben solche Erinnerungen einem Kriege ein besonderes Gepräge.

Bei Tagesanbruch machten wir uns daran, unsere Abreise zu fördern. Wir hatten das Glück, zwei Männer zu finden, die sich unserer Sache annahmen. Der eine war ein alter Herr, der schon in drei Kriegen gefochten hatte, und jetzt standen seine zwei Söhne im Felde. Er war beim Feldspital in Veles tätig gewesen und war auf der Reise nach Prilep. Der andere war ein junger Serbe, Nikolaus Georgewitsch, Bankbeamter in Berlin, Sohn des bekannten Schriftstellers und Politikers Wladan Georgewitsch. Diese Herren brachten es schließlich dazu, daß ein Fiaker mit zwei Pferden für uns bereit gestellt wurde. Unsere Begleiter waren zu Pferd; jeder war bewaffnet. So traten wir schließlich unsere Fahrt nach Prilep an. Wir waren ganz erstaunt, welche gute Straße uns hinauf führte. Ein breiter Fahrdamm auf guter Unterlage; wo es nötig, waren überall hübsche Verbauungen und steinerne Brücken über Bäche und Flüsse angelegt Die Chaussee war durch eine deutsche Gesellschaft erstellt worden, so sagte man uns. Freilich sollten wir bald sehen, daß nur die Straße in der Hälfte des Weges, zwischen Veles und Prilep, vollendet war; den zweiten Teil, und zwar den schwierigeren hatte man kaum im Rohbau fertig gestellt. Vor der Kaserne, die außerhalb der Stadt liegt, stand ein ganzer Park er-

oberter Pontons. Es ist auffallend, wie gut die Türken mit Schiffbrückenmaterial versehen waren. Die Straße führte durch offenes Gelände. Gegen Süden wurde der Horizont durch ein unwirtliches Felsengebirge abgeschlossen, im Nordosten erhoben sich schneebedeckte Berge. Die Straße stieg langsam an über sanft abfallende Hügelrücken, senkte sich dann wieder in ein Tal hinab und führte in dessen Sohle bergan. In der Umgebung von Veles waren Rebberge, die aber nicht sofort ins Auge fallen, da die Reben an keinem Stock aufgezogen werden, sondern am Boden dahin wachsen. Weiter oben war die Tallandschaft mit Getreide- und Maisfeldern bestanden. Unsere Expedition machte anfangs gute Fortschritte im Vorwärtskommen. Unsere beiden Begleiter zu Pferde trabten voran, wir blieben mit unserem Wagen etwas im Rückstand, da die Tiere geschont werden mußten; sie waren abgearbeitet, unterernährt und mager. Um die Mittagszeit erreichten wir ein Dorf, Isswor. Beim Eingang an der Straße ist ein kleines, mit Steinen hübsch gefaßtes Wasserbecken in einem Hain von Pappeln. Diese Quelle gibt dem Orte seinen Namen. Bei der Quelle waren eine Anzahl Mädchen und Frauen mit Wasserschöpfen beschäftigt; viele von ihnen trugen ein schwarzes Kopftuch, das Zeichen der Trauer.

Das Dorf selbst bot einen greulichen Anblick: die Höfe an der Straße waren alle durch Brand zerstört; es standen nur noch die nackten, halb zerfallenen Mauern.

Wir begrüßten einen Offizier der Genietruppe; er war hier stationiert und leitete die Instandhaltung der Straße. Er führte uns in ein Haus, wo er ein Dutzend an Dysenterie leidende Soldaten untergebracht hatte und bat uns um ärztlichen Rat. Mehrere Frauen waren auch herbeigekommen; sie erzählten unsern Begleitern, daß die durchziehenden türkischen Soldaten ihre Männer und Söhne erschlagen und die Häuser in Brand gesteckt hätten. Die Frauen trugen eine bunte Tracht; ein weißes Hemd mit rotem Mieder und einen dunklen Rock. Ihre Gesichter zeigten schöne Ebenmäßigkeit, ihr Aussehen aber war von der Witterung und von der Arbeit mitgenommen. Sie besorgten jetzt die Wirtschaft selbst. Diese Niederlassung war nur von Christen bewohnt.

Nach kurzem Halt machten wir uns wieder auf den Weg. Unsere Pferde waren so ermüdet, daß wir zu Fuß neben dem Gefährte hergingen. Das Tal engte sich ein, die Abhänge waren bewaldet, allerdings nicht dicht, sondern nur mit kümmerlichen kleinen Eichen. Die Straße war sehr schlecht geworden und die Bachübergänge nicht mehr überbrückt, jegliche Verbauung fehlte. Abteilungen von Genietruppen waren überall beschäftigt, auszubessern und zu flicken. Bald nach Issvor begegneten wir einem Trupp Kriegsgefangener, die durch Landsturmmänner nach Veles eskortiert wurden. Bei Einbruch der Dunkelheit kamen wir zum Lager einer Sanitätskolonne. Die Wagen waren auf einem Felde neben der Straße in zwei

Reihen aufgefahren und die Leute eifrig beschäftigt, Feuer anzuzünden und ein Nachtmahl zu bereiten. Der Kommandant, ein liebenswürdiger Arzt, lud uns ein, die Nacht in seinem Lager zu verbringen. Das war uns sehr erwünscht; denn weit und breit war kein Haus und wir hätten sonst im Freien übernachten müssen. Wir setzten uns zum Feuer, wo uns bald ein schmackhaftes Mahl vorgesetzt wurde. Der Kommandant war mit seiner Sanitätskolonne auf dem Wege von Veles nach Prilep. Er hatte Verwundete von den Kämpfen bei Prilep an die Bahn gebracht und zog nun mit leeren Wagen wieder zu seiner Division. Jeder Division ist zum Transport der Verwundeten eine solche Kolonne zugeteilt. Jede dieser Abteilungen führt sechs Sanitätswagen mit sich, in welchen je vier Verwundete liegend untergebracht werden können. Diese Sanitätswagen sind Geschenke des Roten Kreuzes an die Armee. Zur Kolonne gehören noch sechs zweiräderige gedeckte, sogenannte finnische Wagen, die auch Verwundete aufnehmen. Im ganzen kann also eine Sanitätskolonne etwa 80 Leute befördern. Nun kommt auf jede Division (zirka 22,000 Mann) nur e i n e Sanitätskolonne. Es ist begreiflich, daß schon bei leichten Treffen sich dieser Mangel an geeigneten Beförderungsmitteln für Verwundete peinlich geltend macht. Zum Transport müssen eben dann alle verfügbaren Bauernkarren aufgetrieben werden.

Überall ums Lager herum waren Wachtposten auf-

gestellt; die Kolonne hatte als Bedeckung eine Abteilung Landsturm. Stets mußte man gefaßt sein auf einen Überfall durch Arnauten. Die Nacht war klar und mild, doch blies ein heftiger Wind. Das Südende des kleinen Tales wurde durch den schwarzen Schatten eines runden Bergkegels ausgefüllt. In einem Sanitätswagen fanden wir eine bequeme Unterkunft für die Nacht.

In der Morgenfrühe des nächsten Tages brachen wir auf. Unsere Pferde waren in einem solchen Zustande, daß wir fürchteten, sie würden noch vor Prilep zusammenbrechen. Wir suchten sie möglichst zu entlasten, indem wir unser Gepäck einem Sanitätswagen anvertrauten und marschierten ab. Die Zeichen, daß wir uns auf der Rückzugsstraße einer Armee befanden, mehrten sich: tote Pferde lagen neben der Straße, teilweise schon von Vögeln zerhackt oder von Menschenhand gehäutet und des Fleisches beraubt. Fast mit Regelmäßigkeit stand alle paar hundert Meter ein Pontonwagen neben der Straße oder lag umgestürzt am Abhange oder im Bache. Irgendwo stand auch ein ganzer Park von Munitionskarren. Es ging nun stark bergan. Die Straße wand sich in vielen Serpentinen an den Abhängen hinauf. Wir erreichten lange Züge von Ochsenwagen, die mit Proviant und Munition beladen, den Nachschub der Armee bildeten. Langsam stießen die Lasttiere das Joch, das ihnen auf dem Nacken lag, vorwärts. Die Ochsen müssen sehr widerstandsfähig sein. Auf dem ganzen Weg kam uns



27. Auf dem Prissatpaß



28. Offizierszelt der Sanitätskompagnie der Morava-Division



29. Vormarsch der Sanitätskolonne nach Beranze:
Eine schwierige Passage



30. Serbische Infanterie in Donja Padina

nie ein Kadaver eines solchen Tieres zu Gesicht. Es setzte heftiger Regen ein, der die Straße noch mehr aufweichte und ungänglicher machte. Bei den Kehren sanken die Räder fast bis zur Achse ein und es bedurfte jeweilen der Mithilfe der Begleitmannschaft, die an den Radspeichen angriff, um die Wagen weiter zu bringen. Von der Ferne erschienen die Wagenketten wie ein weißes Band, das sich am Bergabhang hinzog. Der Berg selbst glänzte in rotbrauner Farbe vom Herbstlaub der niedern Eichen. Während vier Wochen mußte der ganze Nachschub der ersten Armee über diesen Bergübergang befördert werden, eine staunenswerte Leistung.

Um Mittag erreichten wir nach einem letzten steilen Anstieg die Paßhöhe, Prissat genannt, welche 1046 Meter über dem Meere und 800 Meter höher als Beles liegt. Eine Kavalleriepatrouille hütete diesen Punkt. Die Leute hatten sich in einem steinernen Wachthause eingerichtet. Neben der Straße lagen viele türkische Patronenpäckchen herum, auch zwei Kisten unverbrauchter Schrapnells. Wir hörten, daß sich hier die Türken zur Wehr gesetzt hatten, allerdings kaum sehr energisch, sonst wäre der Paß nicht genommen worden. Von der Prileper Seite erschien ein serbischer Oberstleutnant mit einer Abteilung berittener Gardesoldaten; sie erwarteten den Kronprinzen Alexander, um ihn nach Prilep zu geleiten. Der Kronprinz war durch Krankheit in Skoplje zurückgehalten worden, zog aber jetzt wieder zur ersten

Armee, deren Kommando er inne hatte. In der kurzen Zeit, die wir auf der Paßhöhe von Prissat verbrachten, führte unser Kollege Socin, ein gewandter Bergsteiger, eine kleine Kletterpartie auf eine Felsenspitze aus. Der Vorgang wurde von den serbischen Offizieren und Soldaten mit Feldgläsern verfolgt und als etwas ganz besonderes eifrigst besprochen. Schon daß wir einen Teil des Weges zu Fuß zurückgelegt hatten, wurde für eine große Leistung angesehen, die sich herumsprach. Tatsächlich war es nach keiner Richtung etwas außerordentliches, nur macht eben in Serbien fast niemand freiwillige Fußwanderungen. Erst jetzt wird in Belgrad der Sport eingeführt.

Inzwischen waren unser Wagen und unsere berittenen Begleiter eingetroffen. Die Wagenpferde waren dadurch, daß sie nur den leeren Wagen zu ziehen hatten, in leidlicher Verfassung, daß wir die Fahrt nach Prilep wagen konnten. In wenigen langausgezogenen Kehren ging es hinunter. Das Gelände ist steinig, wenig bebaut und kaum bewaldet. Zu unserer Rechten erhob sich ein Felsenkamm, der sich bis nach Prilep hinunter zog. Die Stadt Prilep konnten wir schon während unseres Abstieges erblicken, sie breitet sich in einer Ebene aus. Im Westen derselben erhebt sich der letzte Ausläufer des Felsenkammes, der vom Prissat sich hinunter zieht. Als wir in die Stadt einfuhren, waren schon die Straßen durch Truppenkordons abgesperrt. Die Häuser waren

beflaggt, die Bewohner, die in der Mehrzahl christlich sind, standen auf den Straßen. Die Leute schienen freudig erregt. Wir konnten wegen der Ankunft des Kronprinzen nicht sofort zum Sanitätsinspektor der Ersten Armee vordringen. So postierten wir uns gegenüber dem Hauptkommando, um den Einzug gut besichtigen zu können. Hier stand eine Abteilung des Landsturms. Die Mannschaft trug mächtige langhaarige Pelzmützen, wie sie die Serben aus der Gegend des Eisernen Tores zu tragen pflegen. Ein jeder blickte kriegerisch in die Welt und schien die hohe Aufgabe, als Wache des Kronprinzen zu dienen, erfaßt zu haben. Der hohe Herr kam dann im Automobil angefahren und alles rief: „Schivio!“ Der Prinz dankte und salutierte nach allen Seiten. Bevor er in das Hauptquartier einkehrte, wandte er sich mit dem Stabe der Armee in die nahe Kirche, um dort einem Dankgebete beizuwohnen. Es ist eine in Serbien stets beobachtete schöne Sitte, daß der König nach Ankunft in einem Ort sich zuerst ins Gotteshaus begibt. — Die Menge blieb noch lange in den Straßen, und die Leute freuten sich über den Wechsel der Herrschaft. Ein alter Mann kam zu Georgewitsch und sagte: „Jetzt wird dann der Kraljewitsch Marco nach Zarigrad ziehen!“ Zarigrad ist der slawische Name für Konstantinopel. Kraljewitsch Marco, der Königssohn Marco ist der serbische Nationalheld, eine sagenumwobene, vielbesungene Gestalt aus dem Türkenkriege, die bis auf den

heutigen Tag im Volkslied fortlebt. Marco stammte eben aus Prilep und noch heute wird die Ruine seines Schlosses in der Nähe der Stadt gezeigt. Bekanntlich sind die serbischen Volkslieder berühmt durch ihren hochpoetischen Gehalt und ihre feine Ausdrucksweise. Goethe hat irgendwo ausgesprochen, es lohne sich, wegen des Volksliedes die serbische Sprache zu erlernen, und Grimm und andere übertrugen viele serbische Gedichte in unsere Sprache. In den 40er und 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden die serbischen Lieder in deutschen Landen viel gelesen. Die Erhaltung dieser Sagen und Volksgesänge verdanken wir blinden Sängern, den sogenannten Guslaren, die sie von Generation zu Generation weitergaben.

In den Tagebuchblättern meines verstorbenen Vaters Adolf Vischer-Sarasin fand ich die Beschreibung eines Guslaren, den er auf einer Reise durch Bosnien zur Zeit des Aufstandes von 1878 traf:

„Auf der Paßhöhe war im Schnee neben der Straße ein Bettler. Er saß auf seinen Krücken; die Geige hatte er umgehängt. „Spiel und sing uns eines!“ bat ihn unser Begleiter. Er stimmte nun seine Geige, die eine einzige Saite aus zusammengelegten Roßhaaren hatte und aus dem Stimmen entwickelte sich die Melodie, mit der er sein Lied begleitete. In klagendem Tone begann er: „An der Straße liegt Kraljewitsch Marco, der Held. Er ist krank und kann nicht weiter, schrecklicher Durst plagt

ihn. Neben ihm steckt in der Erde sein Spieß, an den hat er sein treues Pferd gebunden. Soll ich nun hier sterben, verschmachten vor Durst; denn drei Tage sind es her, daß ich keinen Tropfen Wasser getrunken. Da rauschte es, geflogen kommt ein Falke und bringt in seinem Schnabel Wasser, womit er den Durst ihm stillt. Dann setzt er sich auf sein Haupt und fächelt ihm mit den Flügeln Kühlung zu. „Falke, woher kennst du mich?" sagt Marco Kraljewitsch. „Sollte ich dich nicht kennen, Törichter. Weißt du es nicht mehr? Als du auf dem Amselfelde die Türken schlugst, fandest du mich mit abgehauenen Flügeln; du nahmst mich und warfst mich in die Tannenäste. So hast du den Falken gerettet vor den Hufen der Türkenrosse und deshalb kennt der Falke dich, Marco Kraljewitsch!" — So sang der Bettler."

Doch kehren wir zurück nach Prilep, wo nach fünfhundertjähriger Türkenherrschaft die Einwohner wieder einem christlichen Fürsten zujubelten.

Als sich die Leute wieder zerstreut hatten, drangen wir zum Sanitätsinspektor der Ersten Armee, Oberst Djurdjewitsch, vor und überreichten ihm das Schreiben des Chefarztes der Gesamtarmee. Er hieß uns willkommen, besonders da er empfindlichen Mangel an Chirurgen hatte. Er teilte uns der Sanitätskompagnie der Moravadivision zu, mit der Weisung morgens früh um 5 Uhr aufzubrechen. Als Begleiter wurde uns unser Freund Georgewitsch wieder mitgegeben, der denn auch

vorzüglich für uns sorgte. Am Abend zog die Musik des serbischen Turnvereins mit Lampionbeleuchtung durch die Straßen und brachte dem Kronprinzen ein Ständchen.

Die Nacht verbrachten wir in einem Schulhaus, das zum Feldspital umgewandelt war. Wir wurden dort von serbischen Kollegen freundlich aufgenommen. Im Spital lagen ziemlich viele an Dysenterie und Typhus erkrankte Soldaten.

Morgens früh machten wir uns auf. Georgewitsch hatte für uns einen Wagen, diesmal zum Glück mit zwei munteren Pferden, aufgetrieben. Bei unserer Fahrt durch die Straßen bekamen wir noch einen Eindruck von Prilep. Diese Stadt hat entschieden ein freundlicheres Aussehen als Veles. Ein ruhiger Bach schlängelt sich durch den Ort und mehrere Holzbrücken führen darüber. Die Häuser kehren der Straße oft nur eine kahle Mauer zu, aber nicht selten erhaschten wir durch eine offene Tür einen Blick in einen hübschen Hof mit Säulengang und Gärtchen. Die Bevölkerung sieht zum Teil ganz wohlhabend aus.

Bevor wir Prilep verlassen, wollen wir uns noch einen kurzen überblick über den Vormarsch der Ersten serbischen Armee verschaffen. Die Serben waren am 26. Oktober in Skoplje eingezogen. Der ersten Armee bestehend aus den Liniendivisionen Morava, Donau und Drina, der Landwehrdivision Timok und der Kavalleriedivision, fiel die Aufgabe zu, die abziehenden Türken zu

verfolgen. Daher trat sie sofort den Weitermarsch das Wardartal abwärts an. Schon am 29. Oktober kam es bei Veles wieder zu einem Treffen, das in einem Rückzuge der Türken endigte. Diese flüchteten darauf teils über den Prissatpaß gegen Prilep, teils talabwärts nach Demirkapu. Nach beiden Richtungen wurden sie von den Serben verfolgt. Am 2. November besetzten zwei serbische Divisionen Prilep nach heftigem Gefecht. In den nächsten Tagen konzentrierte sich dort die ganze Erste Armee.*)

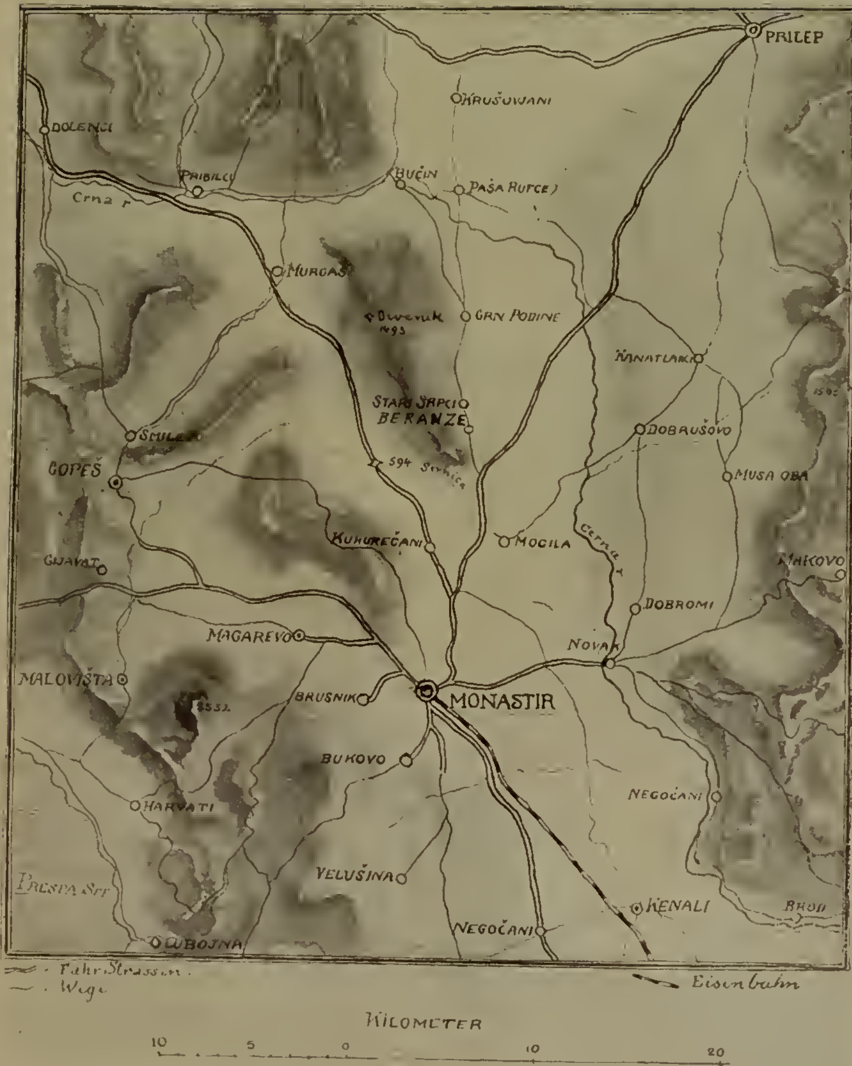
Langsam begann nun der Vormarsch gegen Monastir, im Zentrum die Drina-, rechts die Morava-, links die Donaudivision. Die Timokdivision blieb als Reserve im Hintertreffen. Unterdessen war die Landwehr-Division der Morova von Skoplje über Kitschewo gegen Monastir vorgerückt, um den Türken den Rückzug gegen den Ochridersee abzuschneiden.

Wir fuhren nun auf einer Straße direkt südwärts in die pelagonische Ebene hinein. Die pelagonische Ebene ist eine Hochebene, sie liegt 600 Meter über dem Meeresspiegel. Prilep liegt an ihrem Nordende. Sie zieht sich etwa 60 Kilomter nach Süden und beträgt in ihrer Breite durchschnittlich etwa 20 Kilometer. Sie ist umgeben von einem Kranz von Bergen, die sich durch ihre schönen Formen auszeichnen. Am Westrande des Flachlands etwa 50 Kilometer von Prilep entfernt liegt Monastir.

*) Die Marschleistung dieser Truppe, die in sieben Tagen die 110 Kilometer lange Strecke Skoplje-Prilep zurückgelegt hatte, ist eine sehr respektable.

Das schöne Gelände, getaucht in feinen Duft, ließ uns nichts von den kriegerischen Ereignissen ahnen. Die Aussicht nach Süden war anfangs verdeckt durch eine Terrainwelle, die sich quer durch die Ebene zieht und diese mehr oder weniger in zwei Hälften teilt. Bei diesem Hügel hatten die Serben ein hitziges Gefecht zu bestehen gehabt. Wir wurden daran gemahnt durch ein Feldgrab, das unweit der Straße lag: etwa sechzig Gräber, über jedem steckte in der Erde ein hölzernes Kreuz. Entblößten Hauptes zogen wir daran vorüber. Bald darauf lag neben der Straße, kaum mit Erde bedeckt, die Leiche eines Türken. Die Türken nehmen nämlich ihre Toten immer vom Schlachtfeld mit und verscharren sie unterwegs. Jetzt kamen wir auch in den Rücken der serbischen Armee. Ganze Reihen von Fouragewagen, schwere Geschütze, deren Zugtiere, ganz gewaltige Stiere, am Boden lagen. Bald entdeckten wir zur Rechten ein Zeltlager, über welchem eine weiß-rote Fahne flatterte. Es war das Kommando der Drina-Division. Georgewitsch ging zum Kommandanten, General Paul Sturm, meldete uns an und fragte nach dem Standort der Moraradivision. Als der General von ausländischen Ärzten hörte, fragte er: „Welcher Nationalität?“ „Schweizer, Herr General“, entgegnete Georgewitsch. „Dann seien sie willkommen!“ war darauf die Antwort des Generals.

Das sind Momente, wo einem klar wird, was ein neutraler Staat bedeutet. General Sturm ist ein gebore-



31. Karte der Ebene von Monastir.



32. Christliche Kirche in Beranze



33. Beranze: Christliche Bauern mit ihren Ochsenwagen

ner Preuße, der als Freiwilliger den serbisch-bulgarischen Krieg von 1885 mitgemacht hatte und sich nachher in Serbien niederließ. Die Morava-Division befand sich am Westrand der Ebene. Wir verließen also die Monastierer-Straße und fuhren quer durch die Felder westwärts. Es ging nicht ganz ohne Hindernisse, da ein Fluß die Gegend auf weite Strecken überschwemmte und unser Wagen oft bis über die Achsen im Wasser stak. Auch war die Fahrt nicht ganz geheuer, da wir für kurze Zeit in die zwischen den beiden Armeen liegende Zone gerieten.

Schließlich fanden wir das Hauptquartier der Morava-Division in dem Dörfchen Pascha Rufze. Mitten im Orte stand das Zelt der Sanitätskompagnie; und so hatten wir also endlich unser Ziel gefunden. Der Chef der Kompagnie, Major Stephanowitsch, begrüßte uns und stellte uns seinen Leuten vor: drei Ärzten, einem cand. med. und dem Feldpriester, einem ehrwürdigen Popen. Sie alle wohnten in einem großen Zelte und die Mannschaft hauste in mehreren kleinen Zelten. Einzelne bauten sich jeweilen für die Nacht Strohhütten. Jeder von uns bekam einen Sanitätssoldaten zur persönlichen Bedienung beigegeben; diesen erteilten wir dann unsere Befehle in Zeichensprache. Sie bereiteten uns abends jeweilen auf Strohsäcken eine Schlafstätte, und das Leben in diesem Zelte mit unsern serbischen Kollegen war sehr gemütlich. Das Wetter war sehr oft regnerisch, doch stets milde; so litten wir nie von Kälte.

Die Ärzte waren mit einer Ausnahme alte Wiener Studenten; und bald waren Anknüpfungspunkte gefunden. Major Stephanowitsch ist der Direktor des serbischen Pasteurinstitutes in Nisch; die Tollwutkrankheit ist in Serbien sehr verbreitet, jedes Jahr sterben einige Personen daran.

Die nächsten zwei Tage rückten wir langsam vor, uns stets an den Fuß des westlichen Randgebirges haltend. Dabei überschritten wir die Erna rjeka, einen reißenden Bach, der aus einem Seitentälchen kommt, in die Ebene zieht, dort sich verzweigt, und das Land auf weite Strekken überschwemmt. Dort nimmt er seinen Lauf in südlicher Richtung. Auf dem Rücken des Randgebirges sahen wir die serbischen Truppen beim Vormarsch. In der Nacht waren ihre Stellungen durch mächtige Feuer erkenntlich.

Am 15. November hielten wir beim Dorfe Donja Podina. Um die Mittagszeit vernahmen wir lebhaften Kanonendonner im Süden und Westen. Da bei den Truppen in den Bergen Verwundete vermutet wurden, so wurde eine Patrouille von Krankenträgern abgeschickt. Wir begleiteten sie zu Pferd und folgten dem Laufe eines kleinen Baches bergaufwärts, in ein kleines Tal. Plötzlich erhebt sich im Tälchen eine mächtige weiße Rauchwolke, wie von einer gewaltigen Explosion. Wie wir näher kommen, erkennen wir, daß der Rauch einem brennenden Hause entsteigt. Daneben waren noch einige andere Häuser. Auch eine Infanteriepatrouille sucht die

Gegend ab. Wir halten neben dem brennenden Hause. Bei den anderen Häusern machten sich eingeborene Mazedonier zu schaffen und tragen Hausrat fort. Ich beobachtete einen halbwüchsigen Burschen, der in eine Hütte tritt, sich dort einige Augenblicke aufhält, und dann einem andern Hause zueilt. Kaum hatte er die Hütte verlassen, so kräuselt am Dachgiebel ein Räuchlein empor, das bald zur mächtigen Rauchwolke wird, aus der große Flammen schlagen. Das gleiche Schauspiel wiederholt sich bei dem nächsten Hause. Die Brandstifter sind Bewohner des Dorfes Donja Podina; sie sind frei geworden und als erstes berauben sie die entvölkerten Arnauten-Dörfer. Unsere Patrouille kam bald wieder zurück, ohne jemand gefunden zu haben. Auf dem Heimweg treffen wir Bauern, die talabwärts eilen, ganz gebückt unter dem gestohlenen Gute, das sie auf ihrem Rücken tragen.

Abends besuchten wir einige Häuser. Die Gehöfte sind patriarchalisch organisiert, alle Bewohner sind dem Familienältesten unterstellt.

Diese Familiengenossenschaft nennen die Serben Zadruga. Es ist eine uralte slawische Institution. Auch im Königreich Serbien findet man sie noch. Die Leute treiben Viehzucht und Getreidebau. Die Häuser sind einstöckig, aus Holz und Lehm zusammengefügt und mit Strohdach versehen. Die Bewohner kennen kein Bett und schlafen auf der nackten Erde. In der Mitte der Ansiedelung steht das Haus des Agha, des türkischen Grund-

besitzers; ihm gehört Grund und Boden, ihm haben die Bewohner die Zehnten zu entrichten. Damit war oft Willkürlichkeit verbunden. Ein Mißstand war auch, daß der türkische Grundherr nur kurze Zeit im Lande wohnte, sondern den Ertrag der Zehnten am Bosporus verzehrte. Daneben wurden die Bewohner noch von den Arnauten bedroht und in ihrer Landarbeit gestört. Arnautenführer so wurde uns erzählt, pflegten zum Dorfältesten zu kommen, erboten sich, Beschützer der Bewohnerschaft zu werden und verlangten dafür Geldsummen. Solche Erpressungen wurden oft von mehreren Arnautenführern gegenüber der gleichen Niederlassung unternommen. Draußen vor dem Dorf steht die Kirche, die mit ihren dicken Mauern und kleinen Fenstern mehr einem festen Hause als einem Gotteshaus gleicht. Wir verlangten das Innere zu besichtigen und schickten nach dem Gemeindeältesten. Dieser gab aber den Bescheid, er könne den Schlüssel augenblicklich nicht „finden". Die Leute waren eben sehr mißtrauisch.

Neben der Kirche hatte die bulgarische Propaganda ein Schulhaus errichtet. Die Bulgaren waren sehr eifrig, in den letzten Jahren unter den mazedonischen Slaven Schulen einzurichten. Die serbischen Schulbestrebungen in Mazedonien waren weniger erfolgreich. Diese Propaganden gingen von den Kirchen aus. Da nun die bulgarische Kirche von der griechischen und serbischen durch ein Schisma getrennt ist, so brachten die Propaganden Spaltung in die slavischen Bewohner. Die Bewohner

von Donja Podina nannten sich Bulgaren; nachdem ihnen aber die serbischen Offiziere beigebracht hatten, sie seien Serben, so nannten sie sich eben Serben. Es wurde mir versichert, daß sie einen serbischen Dialekt sprächen; jedenfalls konnten sie sich mit den Serben gut verständigen.

Die Männer machten eher einen knechtischen, vielleicht sogar verschlagenen Eindruck. Unterhielten wir uns mit ihnen, so kam gleich auch ein ganzer Schwarm Frauen und Kinder hinzu. Unter den Frauen gab es sehr anmutige Gesichter, dazu trugen sie alle die farbenfrohe Tracht. Die jungen Mädchen hielten sich stets im Hintergrund und flüsterten verstohlen mit einander. Richtete man ein Wort an sie, so erröteten sie leicht und zogen sich verschämt zurück.

Es fiel uns auch auf, wie unsere Soldaten eigentlich nie mit den Dorfeinwohnern verkehrten. Wir bemerkten nicht, daß Soldaten je auch nur mit einem Mädchen gesprochen hätten. Einmal führten die Bauern beim Kompagniekommandanten eine Beschwerde: ein junges Schwein sei ihnen gestohlen worden, ein anderes Mal: Soldaten hätten ihnen einige Liter Wein ohne Bezahlung abgenommen. Es gab dann lange Untersuchungen, die mit Bestrafung der Schuldigen endigten. Die serbischen Soldaten führten sich im eroberten Lande im allgemeinen sehr gut auf. Auch in den Städten wie Skoplje und später in Monastir sahen wir nie einen angeheiterten oder gar betrunkenen Krieger.

Die Schlacht bei Monastir.

Am 16. November stand das Hauptquartier der Moravadivision und unsere Sanitätskompagnie im Dorfe Serbze. Den ganzen Tag war Kanonenlärm zu hören. Die schweren Geschütze waren jetzt in Position, ihr Donner mischte sich in die kurzen Schläge der Feldartillerie. Am Nachmittag unternahmen wir einen Ritt auf eine Höhe, von wo wir die türkischen Stellungen sehen konnten. Als nicht weit von uns ein Shrapnell krepierte, zogen wir uns zurück. Des Nachts konnten wir die Wachtfeuer der Truppen erkennen, sie waren im Westen schon weit auf dem Bergrücken vorgeschoben. Aus einem Seitentale erglühte heller Feuerschein eines lichterloh brennenden Dorfes. Es hieß, gestern nacht habe der Kronprinz ein Ultimatum an die Türken geschickt, worin er sie zur Übergabe aufforderte.

Am 17. November verließen wir um sieben Uhr früh Serbze. Es regnete in Strömen. Heute soll der Angriff auf die türkischen Stellungen losgehen. Schon nach einer halben Stunde Marsch, schlagen wir im Dörfchen Beranze das Lager auf. Der Geschützdonner hatte nun mit voller Macht eingesetzt. Um die Mittagszeit erklom-

men wir eine Anhöhe im Westen und gewannen von dort einen Blick aufs Schlachtfeld. Am Fuße unserer Anhöhe, unweit der Monastirer Straße, sind sechs schwere Geschütze. Krachend gibt eines nach dem andern seine Schüsse ab; der erste harte Schlag ist stets gefolgt von einem zischenden Geräusch, das sich durch die tiefen Nebelwolken gegen die türkischen Stellungen zieht. Diese befinden sich auf einem Hügelzug, der schräg in die Ebene einmündet, oberhalb des Dorfes Kukuretschani. (Siehe Kartenskizze.)

Unweit von uns sind zwei Batterien in der Erde eingegraben; noch schweigen diese Geschütze. Am Abhang dahinter sind große Infanteriemassen in gedeckter Stellung. Oben an uns auf dem Kamm des Randgebirges sind Geschütze aufgefahren, die ein kräftiges Feuer unterhalten. Fortwährend werden neue Kanonen auf die Höhen geschafft. Die Pferde reichen mit ihrer Kraft nicht mehr aus, Infanteristen helfen mit; ganze Rotten von Soldaten ziehen an den Stricken. Offiziere feuern die Soldaten mit Schreien und Rufen an. Beim Abstieg begegnen wir vielen Soldaten, die bergauf gehen. Jeder von ihnen trägt auf seinen Schultern zwei frische Shrapnells. Aus dem Tale der Schevniza, das von Westen in die pelagonische Ebene einmündet, ertönt der Lärm von heftigem Gewehrfeuer und die kurzen, abgehackten Schläge der Maschinengewehre. In den Niederungen der Tscherna Rjeka mit ihren großen Wasserflächen, die

manchmal durch eincn schnell vergänglichen Sonnenstrahl aufspiegeln, wird es im Osten lebendig. Dort fangen jetzt auch Geschütze an, aufzublitzen. Diese gehören zur Donaudivision, die links vom Flusse vorrückt.

Als wir wieder in unser Zelt zurückgekehrt waren, so ging es nicht lange und die ersten Verwundeten trafen ein. Einige kamen zu Fuß, andere wurden auf Wagen herbeigeschafft. Das Zusammensuchen der Verwundeten wird von den Sanitätssoldaten der einzelnen Regimenter besorgt. Sie kommen dann auf den sogenannten Truppenverbandplatz, der sich in gedeckter Stellung unmittelbar hinter der Feuerlinie befindet. Dort werden sie vom Truppenarzt — jedes Regiment hat zwei Ärzte — nachgesehen. Jeder Verwundete wird dort mit einer Etiquette versehen, worauf der Truppenarzt seine Diagnose schreibt. Die meisten Verwundeten kommen schon mit Verband versehen zum Truppenarzt. Jeder Soldat trägt nämlich in wasserundurchlässiger Verpakkung einen sterilen Verband mit sich, den er sich selbst anlegt oder durch einen Kameraden oder Sanitätssoldaten anlegen läßt.

Von den Truppenverbandplätzen der verschiedenen Regimenter werden dann die Verwundeten auf den Hauptverbandplatz dirigiert. Dies geschieht entweder per Wagen — jeder Regimentsverbandplatz hat einige zur Verfügung — oder auf Tragbahren. Leichtverletzte gehen zu Fuß.



34. Beranze: Verwundete auf Ochsenwagen wegtransportiert



35. Skizze der Schlacht von Monastir



36. Aussicht auf das Schevniza-Tal. Im Hintergrund der Peristeri



37. Das Dörfchen Christofer und die Pelagonische Ebene

Auf dem Hauptverbandplatz, wie jede Division einen hat, arbeiten fünf bis sieben Ärzte. Hier werden nun alle Verbände revidiert und größtenteils durch neue ersetzt. Es kommt vornehmlich darauf an, g u t sitzende Verbände anzulegen, die auch eine lange Reise aushalten können, ohne zu rutschen und so die Wunde zu infizieren. Alle Knochenverletzungen der Extremitäten werden womöglich mit einem Gipsverband versehen.

Auf dem Hauptverbandplatz sind auch die Einrichtungen vorhanden, um dringliche Eingriffe auszuführen.

Wir arbeiteten gewöhnlich an drei Tischen.

Die Anlage unseres Hauptverbandplatzes in Veranze war ungefähr folgende: Die Sanitätskompagnie hatte ihren Standort auf einem freien Platze im Dorfe gewählt. Dort wurde das Wohnzelt für die Ärzte und das Verbandzelt aufgeschlagen. Das Verbandzelt war nach einer Seite offen. Unmittelbar daneben war eine Schirmhütte mit weit vorspringendem Dach.

Wenn eine Abteilung Verwundeter anlangte, so wurden ihnen zuerst in der Schirmhütte die Waffen abgenommen; dort wurden auch ihre Namen und Personalien gebucht. Sodann brachte man sie ins Verbandzelt, wo ihre Wunden besorgt wurden. Von dort gelangten einige wieder in die Schirmhütte, wo sie auf Stroh eine Lagerstätte fanden; andere wurden in einem nahen Hause eines Agha untergebracht.

Tags darauf oder vielmehr so schnell als möglich

wurden die Leute evakuiert d. h. über Prilep nach Köprülü transportiert, wo sie die Eisenbahn aufnahm und nach Serbien brachte. Den Transport besorgte die Sanitätskolonne. Da nun aber jeder Division nur eine Sanitätskolonne zukommt — eine ganz ungenügende Einrichtung —, so mußten die meisten Verwundeten auf Ochsenwagen abgeschoben werden. Diese wurden von den Bauern in Veranze und den anliegenden Ortschaften requiriert. Die Verwundeten lagen in den Wagen auf Stroh und wurden mit Mänteln und Decken zugedeckt und vor der Kälte geschützt. Die Fahrt bis nach Veles dauerte durchschnittlich zwei Tage und zwei Nächte.

Am 18. November wurden wir in der Frühe durch Geknatter von Maschinengewehren geweckt. Es regnete wieder und es war kühler geworden. In der Ebene in einem Wäldchen blitzten die türkischen Geschütze auf. Krachend antworten die schweren Kanonen und Feldbatterien der Serben. Über der türkischen Stellung können wir den ganzen Tag lang die weißen Wölkchen serbischer Shrapnells sehen. Einmal beobachteten wir nicht weniger als zehn zur gleichen Zeit. Gegen das Dorf M o g i l a , das herwärts der türkischen Stellungen liegt, sieht man serbische Schützenlinien vorgehen. Die Ebene ist dort sumpfig, von Wasserläufen durchzogen. Durch Veranze ziehen fortwährend Infanteriemassen und neue Batterien werden mit der letzten verfügbaren Kraft auf den Bergkamm befördert, von wo sie alsbald anfangen,

Verderben zu speien. Gegen vier Uhr setzt ein Sturm ein; der Wind treibt einen Regenschleier nach dem andern über die Ebene. Die türkische Batterie hinter Mogila ist verstummt; dafür sieht man noch in der Dämmerung viele Shrapnellwölkchen im Süden. Offenbar beschießt jetzt die Artillerie der Donaudivision die Türken, die gegen Monastir abziehen. Nach Einbruch der Nacht verstummt der Kanonendonner. Es kommen noch viele Verwundete, die uns einen großen Teil der Nacht beschäftigt halten. Die Leute sehen sehr mitgenommen aus. In Regen und Kälte mußten sie stundenlang in den Sümpfen der Tscherna rjeka stehen, dem feindlichen Feuer ausgesetzt.

19. November. Der Regen hat aufgehört; die Gegend erstrahlt in wunderbarer Westwindbeleuchtung, über den Bergen schweben zarte Silberwölkchen; die Berge mit ihren tiefblauen Schatten scheinen in greifbare Nähe gerückt. Es heißt, die Türken hätten ihre Stellungen geräumt, wohin sie gezogen, weiß man nicht. Später kommt sicherer Bericht, daß sich die Türken gegen den Ochrider See gewendet hätten. Die über Kitschewo und Gopes vorrückende serbische Landwehrdivision der Morava hatte ein hitziges Gefecht mit den Türken. Es gelang ihr aber nicht, ihnen die Rückzugsstraße über Prespa nach Ochrid gänzlich abzuschneiden. Die Serben — die Donau- und Timok-Division — sind gestern abend in Monastir eingezogen. Am Nachmittag kommen wieder Verwundete in unsere Pflege.

Abends gehen wir auf den nahen Hauptverbandplatz der Drinadivision. Die Ärzte hatten dort seit gestern über sechshundert Patienten. Wir helfen ihnen, ihre Aufgabe zu bewältigen und arbeiten einen großen Teil der Nacht. Fast wäre dort ein schlimmes Unglück passiert. Im Verwundetenzelt stand ein mächtiger Acetylengas-Reflektor. Plötzlich explodierte er, eine gewaltige Flamme schlug empor und drohte die Zeltdecke in Brand zu stecken. Erschreckt schrien die Verwundeten auf. Glücklicherweise konnte ein beherzter Soldat den Apparat ins Freie tragen und die Gefahr beseitigen. Die Ärzte der Morava-Division berichteten uns von einem ähnlichen Zwischenfall in ihrem Zelte.

Am nächsten Tage gab's wieder Arbeit auf unserm Verbandplatz. Verwundete kamen an, die weit entfernt im Schevnizatal gekämpft und seither in einem Weiler gelegen hatten. Erst heute hatte man die nötige Anzahl Wagen zum Transport auftreiben können.

In Veranze waren viele türkische Gefangene in einem Hofe eingesperrt; auch zwei Zivilisten waren dabei, der eine ein Hodscha, der in der Nacht bei einer Brücke abgefangen wurde und der Spionage verdächtig war; der andere ein Bulgare, der einen türkischen Bauern erschossen hatte.

Am 21. November wurde unser Zeltlager in Veranze abgebrochen. Alle unsere Verwundeten wurden nach Veles evakuiert. Die ganze Kompagnie mit ihren Wagen,

Lasttieren und 250 Soldaten zog Monastir zu. Wir benützten die schöne Straße, die von Prilep kommend schräg durch die Ebene nach Monastir zieht. Wir zogen an dem verlassenen, mit Wasser gefüllten Schützengräben vorbei und sahen die eingegrabenen Positionen der Batterien. Auf einer eisernen Brücke überschreitet die Straße den Schevniza-Fluß und nähert sich darauf dem westlichen Randgebirge. Monastir ist nicht sichtbar und bleibt bis zur Ankunft hinter einem vorgeschobenen Hügel versteckt. Doch ist seine Lage weithin erkenntlich durch einen großen weißen Halbmond auf einem Abhang oberhalb der Stadt. Dieser Halbmond wurde zur Erinnerung an den Sultanbesuch von 1911 aus Zement erstellt. Bevor wir Monastir erreichten, begegneten uns viele Ochsenwagen mit slavischen Bauern, auch mehrere von drei Pferden gezogene Kaleschen; sie waren vollgepferchtmit anscheinend wohlhabenden Leuten und fuhren Prilep zu.

In den Lazaretten von Monastir.

Um die Mittagszeit zogen wir bei strömendem Regen in Monastir ein.

Zuerst ging's durch ein ärmliches Vorstadtquartier mit halbzerfallenen Hütten, dann über den reißenden Stadtbach Dragor in die Hauptstraße. Im Hofe des serbischen Gymnasiums ließ sich der Zug vorläufig nieder bis auf weiteren Befehl. Bald darauf wurde der Kompagnie im Türkenviertel ein Quartier angewiesen. Wir verließen unsere Leute und sahen uns ein wenig im Ort um. Die Straßen waren zu Seen umgewandelt. Wir suchten ein Mittagessen zu bekommen; doch in allen Hotels heißt es: alles ausverkauft! Schließlich können wir in einem Spezereigeschäft einige Stücke Schokolade erhaschen. Da kommt ein Zug türkischer Gefangener die Straße hinauf, eskortiert durch serbische Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Die Gefangenen sind eine gemischte Gesellschaft: Arnauten, Anatolier, Araber und sogar einige Neger. Sie sind in einem traurigen Zustande, ihre Kleider in Fetzen, die Schuhe zerrissen, viele gehen barfuß. Einige hinken kläglich und können nur mit Mühe dem schnellen Marsche

folgen. Aber sie werden ohne Nachsicht mit den Bajonetten weitergetrieben. So marschierten an die zweitausend Gefangene an uns vorbei. Wir folgten dem traurigen Zuge einige Schritt weit dem Stadtbach entlang. Plötzlich krachen mehrere Flintenschüsse. Es entsteht eine Bewegung in der bis dahin teilnahmslos zusehenden Volksmenge, die Gefangenen werden mit erneuten Rufen vorwärts getrieben. Was war geschehen? Ein Türke war in den Stadtbach gesprungen oder gefallen. Er hatte die Reihe verlassen, — das genügte, und deshalb wurde er sofort niedergeschossen.

Wir suchten sodann das Hauptkommando auf, um bei Oberst Djurdjewitsch Instruktionen für unsere Tätigkeit in Bitolj*) zu holen. Der Stab der Ersten Armee war in der türkischen Präfektur eingerichtet. In den Bureaux, wo überall noch türkische Dokumente und Akten herumlagen und den Wänden entlang die unvermeidlichen Divane standen, hatten sich's die neuen Eroberer bequem gemacht. Der Kronprinz und sein älterer Bruder, Prinz Georg, wohnten ebenfalls in der Präfektur. Prinz Georg hatte den Krieg als Kavallerieoffizier mitgemacht. Er erkrankte aber in Bitolj am Typhus und mußte in die Heimat transportiert werden.

Oberst Djurdjewitsch bestimmte uns zum Dienst in den Hilfsspitälern, von denen es in Monastir zehn gab. Die Hilfsspitäler waren fast durchwegs Schulhäuser, in

*) Der slawische Name für Monastir.

denen jetzt Verwundete untergebracht waren. Da nun in Monastir jede Nationalität eine eigene Schule hat, so war an Unterkunftsstätten kein Mangel. Anders verhielt es sich mit der Eignung der Schulhäuser für Spitalzwecke. Stierlin und Socin erhielten das Bulgarische Gymnasium zugeteilt; ich wurde ins serbische Gymnasium beschieden. Ob der Lehrplan dieser Gymnasien unsern Instituten gleichen Namens ähnlich ist, weiß ich nicht; immerhin schien es uns etwas merkwürdig, daß es in Monastir ein serbisches, bulgarisches, griechisches und türkisches Gymnasium geben sollte. Daneben bestanden noch jüdische, rumänische, griechische, bulgarische und türkische Volksschulen.

Ich meldete mich beim Sanitätshauptmann, dem das serbische Gymnasium unterstellt war. Er hatte sich in der jüdischen Schule einquartiert, die ebenfalls zum Hilfsspital eingerichtet war. Er war eben in etwas aufgeregter Geistesverfassung, da die Vorsteher der jüdischen Gemeinde gekommen waren, ihn nach seinen Vollmachten fragten und erklärten, das Haus stünde unter dem Schutz des französischen Konsulates. Der Sanitätsoffizier brummte nur: „A la guerre comme à la guerre!“ und stieß Verwünschungen gegen die Juden aus.

In der Kanzlei der jüdischen Schule wurde mir vorläufig bei dem Sanitätshauptmann ein Nachtquartier angewiesen. Während der Nacht kamen und gingen fortwährend Leute aus und ein; die Ankunft von Verwun-



38. Monastir: Marktplatz. Im Hintergrund der schneebedeckte Peristeri



39. Monastir: Hauptstraße

detentransporten wurde gemeldet, Rapporte erstattet. Obendrein war unser Hauptmann unwohl.

Tags darauf begann ich meine Tätigkeit im serbischen Gymnasium. Im Hofe des Gebäudes trieb sich eine Schafherde herum. Ich ging hinein; einige Schafe hatten ihren Weg auch ins Haus gefunden, wahrscheinlich um sich vor dem Regen zu schützen, der seit gestern ununterbrochen niederströmte. In einem großen Raum zu ebener Erde waren Verwundete, einige lagen am Boden, andere kauerten auf Matten oder saßen herum; drei schliefen auf einem Tisch. Der Raum war gedrängt voll, die Fenster geschlossen und die Luft verpestet. Ich stieg die schmale, hölzerne Treppe hinauf, die zum ersten Stockwerk führt. Dort waren wieder zwei große Säle und ein kleiner Verschlag. Vor dem Verschlag standen zwei bulgarische Komitadschen, schwer bewaffnet mit Karabiner, Revolver und Dolch. Ich öffnete die Türe und fand drei Männer in bürgerlichem Kleide. Sie stellten sich mir vor als türkische Offiziere, einer sogar als Oberst. Seit drei Tagen seien sie hier eingesperrt und ohne Nahrung gelassen worden. Sie verlangten, nach Hause gehen zu dürfen; sie hätten ihre Familien in Monastir. In den großen Sälen herrschte die nämliche Überfüllung durch Verwundete wie unten. Der eine Raum war wohl für theatralische Aufführungen hergerichtet. Im Hintergrund war die Bühne, auf der mehr als ein Dutzend Verletzte lagen, sie hatten sich auf einer dünnen Strohdecke eine dürftige

Lagerstätte bereitet. Unter der Bühne saß ein Soldat mit einer Kopfverletzung, der in einem fort unverständliche Klagelaute ausstieß. Einige lagen in eisernen Betten, die andern saßen oder lagen daneben am Boden. Das gleiche Bild bot der andere Saal. Als ich wieder hinab ging, gewahrte ich neben der Treppe einen mit Theaterkulissen zurechtgestellten Verschlag: dahinter lagen mehrere Leichen aufeinander geschichtet. In einem kleinen Zimmer, das ebenfalls im Erdgeschoß lag und Fenster gegen einen Gang hatte, waren gegen zwanzig Arnauten eingesperrt und durch Komitadschis bewacht.

Es war etwas viel verlangt, daß e i n Arzt mit drei Sanitätssoldaten, wovon keiner Deutsch sprach, diese Aufgabe bemeistern sollte. Der erste Morgen in Monastir war ein düsteres Erlebnis. Die trübe Stimmung wurde noch verstärkt durch den unaufhörlichen Regen und durch die Stockung in Handel und Wandel in der Stadt. In den Geschäften war einfach nichts mehr an Lebensmitteln aufzutreiben. Die Eisenbahnlinie nach Saloniki war unterbrochen.

Im Spitale mußte etwas geschehen, um diese grauenhaften Zustände zu beheben. Ich suchte deshalb den Sanitätsinspektor wieder auf. Unterwegs traf ich den Prinzen Alexis an und schilderte ihm, wie es im serbischen Gymnasium aussehe. Er rief sogleich einen alten Arzt, früherer Leibarzt des Königs, der mit mir bei Oberst Djurdjewitsch vorsprach. Dieser versprach nun Hilfe und

kommandierte noch einen weitern Arzt, Dr. Bully zum Dienste in dieses Hilfsspital. Dr. Bully ist Leiter der bakteriologischen Station in Belgrad und war lange Jahre in Berlin Assistent gewesen. Dieser half nun Wandel schaffen. Zuerst schieden wir einmal alle an einer innern Krankheit leidenden Soldaten aus; diese wurden in die rumänische Schule verbracht, die als Spital für solche Fälle diente. Damit wurde Raum geschaffen; denn diese internen Patienten machten eine ansehnliche Zahl aus. Es waren meistens an Dysenterie*) Erkrankte. Auch einige Typhusfälle waren dabei. Die im Kriege so gefürchteten schwarzen Blattern traten in Monastir nur in einem Falle auf, ob bei einem Türken oder Serben, weiß ich nicht. Diese Tatsache ist wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß in Serbien seit Jahren die obligatorische Schutzpockenimpfung eingeführt ist. Auffallend war auch, daß in Monastir nur ein Fall von Lungenentzündung zur Beobachtung kam, trotzdem viele Soldaten mehrere Tage lang bei Regen und Kälte in überschwemmtem Gelände gekämpft hatten. Ein Beweis für die zähe Widerstandskraft des serbischen Bauernvolkes. Dann ging es an die Besorgung der Verwundeten. Die drei türkischen Offiziere wurden bald zu den übrigen gefangenen Offizieren abgeführt, deren es eine ganze Menge gab. Viele der

*) Echte Dysenterie wurde in diesem Feldzuge, soviel uns bekannt, nicht beobachtet. In unsern Fällen handelte es sich um eine Infektion mit dem Bacterium coli, Cholera kam auf dem westlichen Kriegsschauplatz nicht vor.

Offiziere wurden übrigens bald freigelassen. Schon nach einigen Tagen sah man gar nicht selten türkische Offiziere in voller Uniform in den Straßen herumgehen oder in den Kaffehäusern sitzen.

Die kleine Kammer, wo die drei Türken gefangen gehalten waren, richteten wir zum Verbandzimmer ein. Zwei weitere Ärzte kamen zur Mithilfe. Nun wurde ein Patient nach dem andern ins Verbandzimmer gebracht; die nötigen Verbände wurden angelegt und kleine Eingriffe vorgenommen. Es zeigte sich, daß ein großer Teil der Leute nur leichte Verletzungen hatte. Diese wurden dann bald nach Prilep und von dort nach Serbien transportiert.

Die Soldaten mit Verletzungen, die einen operativen Eingriff erforderten, wurden in das griechische Spital verbracht. Dies ist das einzige regelrechte Krankenhaus in Monastir. Es wurde vor einigen Jahren aus der Stiftung eines reichen Griechen erstellt. Die Einrichtung war ziemlich gut, auch enthielt es einen Operationssaal. Oberst Djurdjewitsch hatte deshalb angeordnet, daß aus allen Hilfsspitälern die operativen Fälle ausgesondert und nach dem griechischen Spitale überführt wurden. Als Chirurgen dort bestimmte er Dr. Stierlin.

Meine beiden Kollegen hatten bis dahin im bulgarischen Gymnasium gearbeitet und dort ähnliche, wenn auch vielleicht nicht ganz so schlimme Zustände, wie ich sie fand, getroffen.

Als im serbischen Gymnasium alle Verwundeten versorgt waren, zog ich auch ins griechische Spital, um dort mitzuhelfen. Mein früheres Spital wurde von serbischen Ärzten übernommen.

Wir richteten uns in unserem neuen Tätigkeitsfelde ein. Der serbische Kommandant des Spitals war ein Dr. Pops-Dragitsch, ein sehr liebenswürdiger, weitgereister Herr, der uns aufs freundlichste entgegenkam. Er hatte als junger Student den serbisch-bulgarischen Krieg mitgemacht, und zwar war er Adlatus des Barons Mundi; dieser Herr leitete den Hospitalzug, welchen damals der souveräne Malteserorden auf den Kriegsschauplatz geschickt hatte.

Im griechischen Spitale bekamen wir nun eine regelmäßige Tätigkeit. Täglich traten einige Verwundete ein, die wir dann versorgten. Leider mußten wir mehrere Amputationen vornehmen wegen stark vereiterter Wunden und drohender allgemeiner Blutvergiftung. Anfangs arbeiteten wir mit den griechischen Kollegen zusammen; doch ging das nicht lange Zeit, da ihre chirurgischen Anschauungen und Methoden von den unserigen allzu verschieden waren. Besonders was die Asepsis anbelangte, differierten wir bedeutend. Als einmal der griechische Oberarzt, Dr. Ballabanoglu darauf beharrte, bei einer Operation, die Dr. Stierlin ausführte, zu assistieren, so kam uns unser Freund Dr. Pops zu Hilfe und rief den griechischen Cheirurgos zu einem „dringlichen“

Fall hinaus. So half er uns und wir konnten die Operation aseptisch ausführen.

Als Gehilfen dienten uns die Sanitätssoldaten des Feldlazarettes, dessen Kommandant Dr. Pops war. Diesem war auch ein Feldpriester, Pope Giga, zugeteilt, der auch mit uns im Spitale wohnte. Er half uns bei der Arbeit und diente uns als Dolmetscher im Verkehr mit den Kranken. Stets fröhlich und guten Mutes, brachte er Abwechslung in den Spitalbetrieb. Er hatte in Jena Theologie studiert und erzählte gerne von seiner Studentenzeit in Deutschland.

Auch einige Damen aus der Stadt eilten zur Krankenpflege herbei. Eine von diesen, eine bulgarische Lehrerin, verließ uns schon nach zwei Tagen; es hieß, ihre Behörde hätte ihr untersagt, den Serben zu helfen. Von den vielen reichen Griechen bekamen unsere Kranken nichts zu spüren.

Neue Gefechte gab es keine mehr. Von den Türken hörte man nichts mehr, als daß sie gegen Ochrid abgezogen seien. Andere hatten sich gegen Florina gewandt, warfen dort die Griechen, die ihnen den Rückzug abzuschneiden versuchten, über den Haufen und marschierten nach dem Epirus. Die ganze serbische Zone, Altserbien, das Wardartal, Mazedonien war von türkischen Truppen gesäubert; die serbische Armee hatte ihre Aufgabe gelöst. In Monastir blieben vorläufig die Morava- und Drina-Divisionen, die Donau- und Timok-Divisionen

waren gleich wieder ins Wardartal zurückbeordert worden. Die schweren Geschütze sah man schon am Tage nach der Schlacht auf dem Wege nach Prilip. Es hieß, sie würden nach Adrianopel befördert.

Die Komitadschen, von denen in den ersten Tagen so viele hier sich herumtrieben, waren plötzlich verschwunden: die serbischen Militärbehörden hatten sie ausgewiesen. Sie hatten sich mancherlei übergriffe zuschulden kommen lassen. Im Verlaufe des Krieges haben die irregulären Banden den Truppen gewiß wertvolle Dienste geleistet; die Komitadschen stammten zumeist aus Mazedonien, waren landeskundig, kannten Weg und Steg und waren kriegsgewohnt. — Auf der türkischen Seite kämpften als Irreguläre die Arnauten. Im Kampfe gegen diese kamen hauptsächlich die Komitadschen zur Geltung. Natürlich wird es in diesem Krieg zwischen Irregulären nicht sehr sanft hergegangen sein. Nach unserer Heimkehr kamen uns in den Zeitungen grausige Geschichten zu Gesicht über den Bandenkampf in Albanien und Mazedonien. Ich bin gegenüber allen diesen Meldungen sehr skeptisch. Beim Feldzuge in Albanien waren gar keine Korrespondenten zugegen, nach Monastir kamen mit den serbischen Truppen ihrer zwei. Daß diese von Greueltaten irgend etwas meldeten, ist mir unbekannt.

Die europäischen Zeitungen erhielten solche Schreckensberichte von Greueltaten der Banden meistens aus

Salonik oder aus Wien. Die Nachrichten aus dem Landesinnern mußten durch mehrere Hände wandern, ehe sie in eine Hafenstadt oder gar nach Österreich gelangten und dort zu einem wirkungsvollen Telegramm aufgeputzt werden konnten. Wir hörten viel von Greueltaten, aber von albanesischen. Ich kann nur sagen, daß, was wir hörten, sicher nicht an Grausigkeit den Berichten über serbische oder bulgarische Grausamkeiten nachstand. Unsere Berichte stammten aber fast durchwegs aus zweiter und dritter Hand. Wir hatten aber derartige Erfahrungen gemacht, wie im Kriege Nachrichten verstümmelt und verändert werden, wie die tollsten Dinge geglaubt und weiter erzählt werden, daß wir die Berichte über albanische Grausamkeiten lieber für uns behalten. Ich halte von den Nachrichten aus dem andern Lager allerdings genau dasselbe.

Der 25. November war ein Festtag für die Griechen von Monastir. Unsere griechischen Kollegen ließen sich im Spitale nicht sehen. Das Volk staute sich auf den Straßen. Noch mehr griechische Fahnen als bisher — das weiße Georgskreuz im blauen Felde — waren ausgehängt. In der Hauptstraße bemühten sich serbische Soldaten, eine Bahn frei zu halten. Es hieß, der Kronprinz von Griechenland, der Diadoch kommt heute nach Monastir. Bald ertönten auch vom Straßenende lebhafte Rufe und eine ganze Reihe von Wagen erschien. Im ersten saß der Diadoch, von stattlichem ger-



40. Monastir: Ansicht von Süden



41. Monastir: Vorstadtstraße



42. Dr. Vischer Pope Giga Dr. Stierlin Dr. Pops Dr. Socin
Im griechischen Spitale zu Monastir

manischem Aussehen und links von ihm der Kronprinz von Serbien. Die Griechen schrien „Zito“ und die holden Helleninnen bewarfen von den Fenstern den prinzlichen Wagen mit Blumen. In den folgenden Fiaker saßen immer je ein griechischer und ein serbischer Offizier. Wir sahen hier zum erstenmal griechische Militärs und es war interessant, sie mit den Serben zu vergleichen. Während die Serben ein eher breitspuriges, nicht gerade elegantes, aber kräftiges Aussehen haben, so sind die Griechen fein aufgeputzt, geschmeidig, geckenhaft. Da sah man Generäle, mit dem Einglas bewaffnet; ihre gelbgrünliche Felduniform von tadellosem Schnitt mit Pelzverbrämung; Stiefel von feinstem Leder mit glitzernden Sporen versehen. Jedenfalls verstehen es die Griechen, auch im Felde elegant zu bleiben; aber kriegerisch ist ihr Anblick nicht. Der Diadoch kam von Florina. Eine griechische Division war früher von den Türken zwischen Saloniki und Monastir geschlagen worden; erst als vom griechischen Hauptlager Verstärkung eingetroffen war, gelang es, die Türken zurückzudrängen und gegen Monastir vorzubringen. Durch diese Verzögerung wurde aber ein wirksames Eingreifen der Griechen bei der Schlacht bei Monastir, mit welchem die Serben gerechnet hatten, unmöglich. So gelang es, daß ein Teil der geschlagenen Türken sich gegen Janina zurückziehen konnte. Es hieß, der serbische Kronprinz habe dem Diadochen zwei griechische Kanonen zurückgegeben, welche

die Serben den Türken abgenommen hatten. Die Serben wurden nämlich bei Monastir mit den Creusot-Kanonen beschossen, die die Türken vorher von den Griechen erobert hatten. Der Diadoch verließ Monastir nach zwei Tagen.

Mit der Zeit gewannen wir etwas Muße, um uns Monastir näher anzusehen. Die Stadt liegt eingebettet zwischen Hügeln an der Ausmündung eines Tales in die pelagonische Ebene. Im Südwesten fällt der Blick auf die mächtige schneebedeckte Pyramide des 2360 Meter hohen Peristeriberges. Durch den Bach Dragor, der in einem von Mauern eingefaßten Bett durch die Stadt eilt, wird Monastir in zwei Teile geteilt. Auf der rechten Seite wohnen in der Mehrzahl Christen. Man trifft da stattliche Steinhäuser, die wenn auch nach außen ganz prunklos, doch einen gewissen soliden Wohlstand verraten. Die reichsten Leute sind Griechen. Die Griechen tragen fast alle europäische Kleidung, und zwar nach neuester Mode zugeschnitten. Viele von ihnen benützen als Kopfbedeckung noch den türkischen Fez. So auch unser Freund Dr. Ballabanoglu, der jeweilen in schwarzem langem Rock und Reitstiefeln im Spitale erschien. Zu den Griechen in Monastir sollen sich viele ehemalige Rumänen zählen, die in griechischen Schulen erzogen wurden und dort die griechische Sprache annahmen. Erst neuerdings wurde von Rumänien aus für die Rumänen in Mazedonien gesorgt durch Errichtung von Schulen.

Die mohammedanischen Rumänen werden gewöhnlich Kutzowallachen genannt; sie sind Hirten und leben auf einer tiefen Kulturstufe.

Von den Griechen getrennt leben die Bulgaren. Noch bis vor kurzem standen sich die beiden Nationalitäten in Mazedonien feindlich gegenüber, ihre Banden bekämpften sich aufs bitterste. Jetzt seit Abschluß des Balkanbundes herrschte ein Waffenstillstand.

Auf die Entstehung des Zwistes zwischen Griechen und Bulgaren darf ich hier vielleicht kurz zurückkommen. Sie liegt in den kirchlichen Verhältnissen. In der Türkei bildet die Kirche immer noch den Mittelpunkt der einzelnen Volksgemeinschaften. Bis vor hundert Jahren war die orthodoxe Kirche das Bindeglied aller in Mazedonien lebenden Christen. Alle unterstanden dem Patriarchen in Konstantinopel, der gewöhnlich ein Grieche war. Der Sitz des Patriarchates in Konstantinopel ist im Phanar, im Griechenviertel und die Griechen hatten stets die Leitung der orthodoxen Kirche in ihren Händen. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts erwachten die slavischen Nationalitäten zu völkischem Selbstbewußtsein. Bisher hatten auch in rein slavischen Gegenden Griechen auf den Bischofsstühlen gesessen; sogar der niedere Klerus rekrutierte sich vielfach aus Griechen. Gegen diesen Zustand sträubten sich die Slaven und verlangten von der Oberbehörde weitgehende Berücksichtigung ihrer Volksgenossen bei der Besetzung der

kirchlichen Ämter. Die Bulgaren gingen voran und forderten energisch Entfernung griechischer Priester aus bulgarischen Gemeinden. Es folgten lange Verhandlungen, bei denen jedoch das griechische Element sich unnachgiebig zeigte. Rußland unterstützte die bulgarischen Forderungen bei der Hohen Pforte. Schließlich im Jahre 1870 kam es zur Trennung. Es erfolgte die Gründung einer bulgarischen Kirche mit einem Exarchen an der Spitze. Die türkische Regierung sah diese Spaltung unter ihren christlichen Untertanen gar nicht ungern. Seither streiten sich nun die Patriarchisten und die Exarchisten um die Oberhand.

In Mazedonien war dieser Streit besonders erbittert, da dort Griechen und Bulgaren bunt gemischt sind. Beide Parteien suchten nun möglichst viele Gemeinden an sich zu reißen. Dazu dienten die Propaganden, die Schulvereine. Die Bulgaren versuchten alle Slaven, also auch die Serben unter das Exarchat zu bringen. Sie hatten dabei keinen geringen Erfolg; die exarchistischen Slaven zählten sich dann auch politisch zu den Bulgaren. Damit wurden die Volksunterschiede verwischt. „Die Kenner selbst streiten, ob die slavischen Christen der Vilajete von Kossowo und Monastir bulgarischer oder serbischer Nationalität seien.“*) Wir selbst haben ja ge-

*) Professor Heinrich Gelzer in seinem Werke „Geistliches und Weltliches aus dem Tarhisch-Griechischen Orient“. Leipzig 1900. In diesem Buche wird man übrigens aufs beste in die schwierigen kirchlichen Verhältnisse des Balkans eingeführt.

sehen, wie slavische Bauern nicht sicher wußten, ob sie Bulgaren oder Serben seien. Das ist auch bei dem tiefen Bildungsstand der Leute und bei der Ähnlichkeit der serbischen und bulgarischen Sprache gar nicht so sehr verwunderlich. Es ist vorauszusehen, daß diese Leute unter der kommenden serbischen Herrschaft sich bald als Serben fühlen werden; das trennende Exarchat wird dann wegfallen. Nach griechischem Kirchenrecht ist jedes politisch selbständige Gemeinwesen auch kirchlich selbstständig. Die slavischen Gemeinden im serbischen Mazedonien werden an die bestehende serbische Kirche angegliedert werden. Es sind also rein hierarchische nicht dogmatische Fragen, welche die exarchistische Kirche von der patriarchistischen trennen.

In den letzten Jahren rührte sich in Mazedonien die rumänische Propaganda. Diese geht vom Königreich Rumänien aus; sie ist reich dotiert aus den Einkünften von Klostergütern, die früher dem Patriarchen in Konstantinopel gehörten, diesem aber durch die rumänische Regierung entrissen wurden. Die Propaganda ist allerdings nicht sehr erfolgreich; ihre schönen Schulen sind schlecht besucht. Die Kutzowallachen verharren lieber auf ihrem niedrigen Kulturzustand. Die aufstrebenden Elemente unter ihnen ziehen es vor, Griechisch zu lernen, da sie damit weiter kommen, als mit dem Rumänischen, das in der Türkei nirgends verstanden wird.

Die Serben bewohnen hauptsächlich das Land.

Von den Bewohnern der Stadt Monastir machen sie ein Sechstel aus. Sie gehören dem Mittelstand und den arbeitenden Klassen an.

Nichts ist schwerer, als zahlenmäßige Angaben über die verschiedenen Volksgemeinschaften zu erhalten. In der Türkei fand noch nie eine regelrechte Volkszählung statt. Es bleiben noch die Statistiken der einzelnen Kirchen; aber jede der rivalisierenden Kirchen sucht durch große Zahlen zu glänzen. Überdies fassen die Listen des bulgarischen Exarchates alle Slaven unter dem Sammelnamen „Bulgaren" zusammen. Wir gewinnen also mit diesen Zahlenangaben keinen klaren Einblick.

Wie sich die Griechen und Bulgaren zu einer serbischen Regierung stellen werden, vermag ich nicht zu beurteilen. Die unteren Bevölkerungsklassen sind in jenen Ländern sehr leicht beweglich, sodaß nicht ausgeschlossen ist, daß viele Familien in die Gebiete ihrer Stammesgenossen auswandern werden. Dies um so eher, als Monastir an der Grenze des serbischen Gebietes liegen wird. Solche Völkerverschiebungen wären gewiß sehr wünschenswert. Sie sind aber nur möglich, wenn die betreffenden Stämme auf einer noch nicht hohen Kulturstufe stehen, wie dies in Mazedonien zum großen Teil der Fall ist. Es würde dadurch diesen Ländern dieser Zankapfel des leidigen Sprachenstreites entrissen.

Von der türkischen Bevölkerung bekamen wir wenig zu sehen. Die Leute verließen kaum ihre Häuser. Ihre

Bazare waren selten geöffnet. Ein angesehener türkischer Offizier sagte zwar unserm Freunde dem Popen, die türkische Bevölkerung sei sehr froh, daß die Serben und nicht die Griechen Monastir erobert hätten. Wenn der Türke den Serben haßt, so ist sein Haß gegenüber dem Griechen noch mit Verachtung gepaart.

Die Bezeichnung „Türke“ wird von den Serben für alle Mohammedaner angewendet, ist also kein völkischer Begriff. Einzig die Arnauten werden nach ihrem Volksstamm bezeichnet. Was neben den Arnauten noch als Türken gilt, sind mohammedanische, mehr oder weniger reine Slaven oder mit Albanesen vermischte Slaven. Nur ein verschwindend kleiner Teil sind osmanische Türken. Diese wenigen sind vornehmlich Beamte und Militärs.

Die Zahl der echten Türken im türkischen Reiche wird auf sechs Millionen geschätzt. Diese Zahl ist eher zu hoch als zu niedrig. Die Gesamtbevölkerung ist etwa auf 23 Millionen anzuschlagen. Von den sechs Millionen Türken leben in Europa etwa eine Million. (Die Schätzungen variieren zwischen 700,000 und anderthalb Millionen.) Davon lebt der größte Teil in Konstantinopel und seiner Umgebung und im Vilajet Adrianopel.

Es besteht auch seit dem russisch-türkischen Kriege 1877/78 eine fortwährende Auswanderung türkischer Familien aus Europa nach Kleinasien. Diese Auswanderung wird jetzt noch stark zunehmen. In Skoplje und Monastir wurde uns erzählt, daß schon viele Türken das

Land verlassen hätten. Aus Smyrna wird gemeldet, daß jetzt Tausende von Flüchtlingen aus Konstantinopel, Kavalla, Saloniki und Mazedonien in dieser Stadt eintreffen und von dort durch die Behörden in das Innere Kleinasiens weitergeleitet werden.

Wie sehr überhaupt das mohammedanische Element sich vom Westen zurückgezogen hat, wird recht ersichtlich, wenn man liest, wie Reisende aus den 1830er Jahren Belgrad als eine orientalische Stadt mit vielen Minaretten, Basaren und türkischen Häusern beschreiben. Heute gibt es dort noch e i n e Moschee und, wie mir der Hodschah, der muslimische Geistliche mitteilte, vier Familien, die sich zum Islam bekennen.

Aber auch wo sie seßhaft ist, nimmt die türkische Bevölkerung fortwährend ab. Da bisher die Türken fast ausschließlich die Soldaten stellten, so wurde durch die Kriege einzig das türkische Element dezimiert. Der Krieg, den die Türken seit Jahrzehnten im Yemen führen, ist eine langsame Zerstörung der türkischen Volkskraft zu nennen. Tausende junger Anatolier wurden in jenen unfruchtbaren Kämpfen geopfert.

An der türkischen Rasse nagten noch andere Schäden. Nicht der geringste war das Haremswesen. Der Mann suchte sich seine Frau nicht nach Eigenschaften aus, die zur Hebung der Rasse förderlich sind. Auch verlor der türkische Stamm nach und nach seine letzten Tugenden, da der Türke sich fortwährend wahllos mit andern Völ-



43. Monastir: Der Stadtbach Dragor



44. Serbischer Vater mit seinen Kindern aus Monastir



45. Griechen aus der Umgebung von Monastir



46. Serbische Familie aus Florina

kern vermischte. Man denke nur an die vielen Negerinnen, die im Laufe der Jahrhunderte von Afrika in die türkischen Harems verkauft wurden; es ist dadurch eine unheilvolle Rassenvermischung eingetreten.

Trotz dieser zunehmenden Inferiorität sind die Osmanen im Reiche die Herrscher geblieben. Die besten Stellen in der Verwaltung und im Heere wurden stets von Türken besetzt. Mit Verachtung sah der Osmane auf die christlichen Untertanen. Und doch waren ihm diese auf beinahe allen Gebieten überlegen. Als Bankier brauchte er Armenier und Griechen, als Ackerbauer Bulgaren und Serben, in allen Handwerken wurde er von seinen Untertanen überflügelt. Überdies fehlt dem Türken jedes technische Geschick. Er blieb also in der modernen Zeit immer mehr zurück. Die Fähigkeit, die europäische Zivilisation aufzunehmen, wie der Japaner es tat, und dann zu seinen Zwecken zu benutzen, sprechen dem Türken alle Kenner ab.

Die Wurzel des Zerfalles war der Konflikt zwischen östlicher und westlicher Kultur. Der türkische Staat, die türkische Familie und das türkische Recht stehen auf der Grundlage des Islam. Die fremden Einrichtungen und Reformen, die von allen Seiten auf das Osmanentum eindrangen, mußten zersetzend wirken, weil sie einer Weltanschauung entstammen, die der des Islam direkt entgegengesetzt ist.

Darum war auch das Jungtürkentum eine große

Enttäuschung. Europäische Einrichtungen in der Türkei mußten Fremdkörper bleiben, ganz abgesehen davon, daß viele Jungtürken unfähige Leute waren, die sich bei einem kurzen Aufenthalte in Paris schöne französische Redensarten und etwas Boulevardbildung angeeignet hatten. Es gab natürlich ehrliche Patrioten darunter, die für ihre Ideen unter dem Regimente Abdul Hamids schwer leiden mußten. So kannte ich einen Jungtürken, der jahrelang in einer gottverlassenen Stadt im Hinterland von Tripolis verbannt lebte. Nach dem Sturze des alten Regimes kam er dann nach Konstantinopel und gründete eine Zeitung.

Viele Mitglieder der jungtürkischen Partei waren Juden und zwar Sephardim aus Salonik. Sogar in der Delegation, welche Abdul Hamid das Absetzungsdekret überreichten, befand sich ein Israelite, Carasso Effendi. Die jungtürkische Revolution wurde nicht zum mindesten durch Mazedonier gemacht. Die Armee des Machmud Schefket Pascha, welche 1909 von Salonik nach Konstantinopel zog und dort die sultantreue kleinasiatische Besatzung niedermachte, bestand aus Albanesen, Bulgaren und Juden.

Der erste Beginn der neuen Ära war ja in Monastir. Schon lange hatte es in der dortigen Garnison gebrodelt. Da, im August 1908 kam es zur offenen Revolte: Niasi Bey und Enver Bey zogen mit ihren Truppen in die albanischen Berge und erklärten sich unabhängig. Bei

dieser Nachricht fürchtete der Sultan Abdul Hamid den Abfall von ganz Albanien, berief einen außerordentlichen Rat und gewährte darauf dem Lande eine Verfassung und ein Parlament.

In den ersten Monaten schien es, als ob eine neue Zeit angebrochen sei. Es herrschte eine Verbrüderung der vielen Völkerschaften; alle hatten gleiche Rechte. Nicht am wenigsten erfreut waren die christlichen Balkanstaaten über die Besserung des Loses ihrer Stammesgenossen in Mazedonien, und man sprach sogar von der Bildung eines Balkanbundes, welcher die Türkei mit einschloß.

Doch dieses goldene Zeitalter war von kurzer Dauer. Das mohammedanische Element wurde unzufrieden, sah sich in seiner Vorherrschaft bedroht und zwar mit vollem Recht. Die Jungtürken änderten ihr Programm. Da sie Atheisten oder Nichtmohammedaner waren, konnten sie der Religion keine Zugeständnisse machen. Dafür suchten sie im Chauvinismus einen Ersatz. Von ihrer Devise «Union et Progrès» begannen sie immer mehr, nur die Einheit zu betonen, und den Fortschritt versparten sie auf später. Unter der Einheit verstanden sie eine Ottomanisierung des Reiches. Die fünf Millionen Türken sollten nicht nur im Reiche die führende Rasse sein, sondern die übrigen Einwohner sollten auch die türkische Sprache annehmen.

Das Heer, in welches jetzt auch Christen und Juden aufgenommen wurden, sollte ein Instrument der Ottomanisierung sein. Aber die alte Grundlage, daß die

Armee vor allem ein Glaubensheer war, ging verloren. Jetzt fing auch allerorts wieder die Gährung an. In Albanien wurden türkische Schulen gegründet und die türkischen Schriftzeichen für die albanische Sprache als obligatorisch erklärt. Die Albanesen standen gegen die türkische Herrschaft auf und in den letzten zwei Jahren 1911 und 1912 befand sich Albanien und Mazedonien in vollem Aufruhr. Auch der Besuch des Sultans in Üsküb und Monastir vermochte die Leute nur vorübergehend zu beschwichtigen. Die Regierung schickte große Heere nach Albanien, um die Aufstände niederzuschlagen. Tausende von Arnauten kamen dabei um. Damals kümmerte sich in Europa niemand um das Los dieser Leute. Die Diplomaten hatten die Parole ausgegeben, dies sei eine rein interne Sache des türkischen Reiches. Jetzt, wo in einem Kriege die Arnauten von den Serben besiegt werden, wird in der Presse gewaltig lamentiert. Diesmal paßt die sittliche Empörung einigen Großmächten, vorher wollte es niemand mit den Türken verderben.

Gegen die Balkanstaaten kannte der Türke eigentlich nur Verachtung. Sie wurden als ehemalige Sklaven betrachtet und entsprechend behandelt. Von der Güte der eigenen Armee war man in Konstantinopel vollkommen überzeugt.

Eine englische Zeitschrift veröffentlichte am 18. Oktober 1912 eine interessante Unterredung mit einem Jungtürkenführer über einen Krieg mit den Balkan-

staaten. Die darin zum Ausdruck kommenden Ansichten geben ein merkwürdiges Bild von dem Selbstvertrauen der Türken, so daß wir hier einiges davon wiedergeben wollen.*) Der Gewährsmann, „vielleicht der mächtigste und gewiß einer der interessantesten und anziehendsten Männer unter den jungtürkischen Führern", führte folgendes aus — es war im Herbst 1911:

„Eines Tages wird der Krieg kommen und ich für meinen Teil bin froh darüber. Wir werden niemals richtig die fortschrittlichen Reformen ausführen können, bevor wir diesen kleinen Nachbarstaaten durch eine gründliche Niederlage gezeigt haben werden, wie minderwertig sie sind und welchen Platz sie einnehmen sollen. Ich vertraue sicher auf unsern Sieg. Unser Generalstab hat schon längst die Möglichkeit eines Balkanbundes ins Auge gefaßt. Für diesen Gegner ist unsere neue Wehrordnung eingerichtet. Unsere Informationen sind vollkommen und wir können genau die Armeestärken berechnen, die gegen uns im Felde stehen werden. Für Bulgarien rechnen wir 250,000, für Serbien 120,000 und für Griechenland 80,000. Die Montenegriner zählen wir gar nicht; unsere Albanesen werden allein mit ihnen fertig. Also als Maximum 450,000. Wir werden in der europäischen Türkei rasch 500,000 mobilisieren als unsere erste Linie, und im Rücken haben wir noch 300,000 in Kleinasien, welche, wenn nötig, rasch nach unsern europäischen Provinzen

*) The Near East. 18. Oktober 1912.

transportiert werden können. Also im ganzen 800,000 gegen 450,000. Wie könnten wir nicht siegen?“ Auf einen Einwand wegen der Ausbildung fügte der Jungtürke noch bei: „Der Türke ist ein geborener Soldat und braucht keinen Drill. Man braucht ihn nur zu bewaffnen, und an erstklassigen Waffen haben wir mehr als genug.“

Was wir aus eigener Anschauung über die Ausrüstung der Türken sagen können, ist, daß wohl die Magazine an den Mobilisationsplätzen allerdings übergenug Waffen und Ausrüstungsgegenstände enthielten. Anders verhält es sich mit der Verteilung dieser Dinge an den einzelnen Mann. Wir sahen bei türkischen Gefangenen Patronenpäckchen mit blinden Patronen. Ferner verriet der Heißhunger, mit welchem die Gefangenen das dargebotene Brot verschlangen, daß die Verpflegung in ihrem Heere sehr mangelhaft war.

Eine Geschichte, die auch die Ausrüstung beleuchtet, wurde uns von einem serbischen Sanitätsoffizier erzählt. Dieser gehörte zur Armee des General Jankowitsch, die Prischtina eroberte. Er mußte dort den türkischen Militärspital übernehmen. Er besichtigte zuerst mit den türkischen Ärzten, die zurückgeblieben waren, alle Räumlichkeiten. Dabei fand er auf dem Dachboden einen Operationstisch und andere chirurgische Ausrüstungsgegenstände. Alles noch schön verpackt. Die türkischen Ärzte waren erstaunt ob dem Funde. Sie wußten nichts von diesen Sachen.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung ins politische Gebiet wieder zu unsern Erlebnissen in Monastir zurück.

Durch die fortwährende Evakuation der Verwundeten nach den Spitälern von Serbien wurden die Hilfslazarette von Monastir eins nach dem andern geschlossen. Auch wir begannen an die Abreise zu denken. Neue Verwundete kamen keine mehr. Militärärzte, die bisher in Hilfsspitälern gearbeitet hatten, wurden frei und konnten uns im griechischen Spitale ersetzen.

Der Sanitätsinspektor lud uns ein, am 2. Dezember mit dem Sonderzug des Kronprinzen und des Stabes der ersten Armee über Salonik nach Skoplje zu fahren. Er fügte noch bei, daß die Linie Salonik-Skoplje bei Gümendsche auf einige hundert Meter unterbrochen und deshalb nur leichtes Gepäck zulässig sei. Dies betraf uns nur wenig; unsere Rucksäcke konnten wir gut allein tragen. Die unterbrochene Strecke — die Wardarbrücke war von den Türken zerstört worden — lag noch auf griechischem Gebiete und an der Wiederherstellung wurde nur langsam gearbeitet. Wäre die Strecke fahrbar gewesen, so hätten die Verwundeten von Monastir per Bahn nach Serbien transportiert werden können. Nun mußten sie zuerst auf mangelhaften Fuhrwerken über den Bergpaß Prissat geführt werden, ehe sie die Bahnlinie erreichten. Als die Instandstellung der Brücke sich weiter hinauszog, schickten die Serben von ihren Genietruppen

nach Gümendsche, welche die Arbeit in kurzer Zeit vollendeten; dies war aber erst gegen Mitte Dezember.

Am Vorabend unserer Abreise veranstalteten unsere serbischen Freunde ein kleines Abschiedsfestchen. Es wurden schöne Reden auf die Schweiz gehalten; ein Redner ließ die Schweiz und Serbien hochleben „als die beiden einzigen vom Meere abgeschnittenen Länder in Europa“. Unser Freund der Pope sang die slavische Hochzeitsliturgie und wünschte uns eine gute Lebensgefährtin. Wir schieden wirklich ungern von unsern Freunden im griechischen Spitale; wir hatten in guter Kameradschaft zusammen gearbeitet.



47. Kutzowallach aus Monastir



48. Bulgaren aus Monastir



49. Zigeuner aus Monastir



50. Serbischer Komitadsche aus Monastir

Zurück nach Skoplje.

Am 2. Dezember, morgens früh um sieben, standen wir am Bahnhof im Süden vor der Stadt draußen. Dort versammelten sich nach und nach die Offiziere des Stabes und die Kommandanten der in Monastir zurückbleibenden Truppen, die Generäle Sturm und Goikowitsch. Der Sonderzug bestand aus zwei Personenwagen; an beiden lasen wir die Fabrikmarke: Neuhausen, Schweiz. Schließlich kam auch der Kronprinz angefahren und begrüßte die Offiziere und die Konsuln der Mächte. Um 8 Uhr fuhr der Zug ab. Zuerst fuhren wir durch die pelagonische Ebene südwärts nach Florina. Dort sahen wir griechische Truppen. Das Aussehen der Leute erinnert etwas an Süditaliener. Sie sind im Durchschnitt klein und schmächtig. Sie haben nichts Urwüchsiges an sich. Eine Wache am Bahnhof gab ihr Gewehr ruhig aus der Hand, als wir ihr bedeuteten, daß wir es ansehen möchten. Von Florina, das am Südrande der Ebene liegt, ging's dann in eine kahle, felsige Landschaft. An der Landstraße, die eine Zeitlang neben der Eisenbahn lief, sahen wir in kurzen Abständen Leichen von Bauern herumliegen. Im ganzen mögen es etwa zwanzig gewesen sein. Mehrere

Male überschreitet die Bahn auf eisernen Viadukten tiefe Täler. Alle diese Brücken waren intakt. Zur Linken erblickten wir den düstern Peterska See umgeben von felsigen, mit Schnee bedeckten Bergen. Dann senkt sich die Bahn hinab und auf einmal waren wir an den Gestaden des Ostrowo Sees, eine mächtige stahlgraue Wasserfläche, die Küste kahl und zerrissen. Längere Zeit fuhr die Bahn am steilen Ufer entlang, wendete sich dann in die Berge und immer bergab über Täler und Schluchten bis zur Stadt Wodena, die von Gärten umgeben am letzten Abhang des Berglandes liegt. Am Fuße dieses Abhangs beginnt dann die weite Niederung, die sich zum Meere zieht. In großen Schleifen zieht sich die Bahn hinunter. Im Süden erhebt sich aus der Ebene aufsteigend ein gewaltiges Gebirgsmassiv: der Olympos. Er hob sich von dem grauen Regenhimmel ab, an seine Spitze hefteten sich weiße Federwölkchen. Die Ebene ist bald ganz versumpft und von mannshohem Schilf bestanden, bald angebaut. Im Felde stand von Zeit zu Zeit eine Geschützprotze oder ein totes Pferd lag am Boden. Schließlich überschreitet die Bahn auf einer langen eisernen Brücke den Wardar, der hier in ansehnlicher Breite seine braunen Fluten dem Meere zutreibt. Die Brücke war stark bewacht. Bei einbrechender Nacht fuhren wir an Fabriken, großen Häusern und Rauchschloten vorbei; — wir waren in Saloniki.

Am Bahnhof bot sich bei der Einfahrt ein hübsches

Bild: da stand der Diadoch mit seinem Stab, eine Musik spielte einen fröhlichen Marsch, die Ehrenkompagnie präsentierte das Gewehr. Dem serbischen Kronprinzen wurde der ganze Stab vorgestellt. Er unterhielt sich besonders lange mit den zwei bulgarischen Offizieren. Darauf schritten die beiden Prinzen die Ehrenkompagnie ab. Auffallend ist wieder die überragende Figur des griechischen Kronprinzen, an dem Prinz Alexander hinaufschauen muß.

In der Stadt sind alle Hotels überfüllt. Schließlich fanden wir im Hotel d'Angleterre noch leidliche Unterkunft. Saloniki macht mit seinen elektrischen Lampen und bunten Schaufenstern den Eindruck einer europäischen Stadt. Die Geschäfte sind sogar bis in die Nacht hinein offen, während in Monastir und Üsküb sie schon bei Sonnenuntergang geschlossen wurden.

Am andern Tag hatten wir Muße, uns die Stadt etwas anzusehen. Sie liegt halbkreisartig am Meere und steigt gegen das Land zu langsam an. Der Quai ist zugleich die eleganteste Straße, an der die großen Hotels und eine Menge Kinematographen stehen. Diese Gebäude am Quai tragen zumeist eine bunte mit Zierrat überladene Fassade zur Schau; es ist dies der Levantinerstil, eine Mache von Leuten, die hinter einer Maske von französisch angehauchter Scheinbildung einen Abgrund von Hohlheit und Barbarei verstecken. Die Sprache von Salonik ist das Französische.

In allen Straßen und in den Kaffeehäusern wimmelte es von griechischen Soldaten; auch vereinzelte Bulgaren waren zu sehen, die sich aber von den Griechen abseits hielten und hart und wetterfest dreinschauten. Den Polizeidienst besorgte die Miliz aus Kreta, große, stramme Kerle patrouillierten sie stets zu zweit, durch ihre flotte Haltung gewaltig von ihren festländischen Stammesbrüdern abstechend. Einen hübschen Anblick bietet allerdings ein Straßenbild in unserer Zeit nicht mehr mit den gelbgrünlichen oder braunen Uniformen der Soldaten; von einem „farbenfrohen militärischen Bilde" kann schlechterdings keine Rede mehr sein. Am Quai sahen wir eine Abteilung türkischer Gefangener, die auf ein Schiff verladen werden sollten. Diese Leute sahen ganz anders aus als die Gefangenen, die wir in Monastir gesehen hatten. Große Leute in vollständigen und neuen Uniformen, denen man kaum anmerkte, daß sie im Felde gestanden hatten.

Im Hafen lagen eine Menge griechischer Fischerbarken und draußen auf der Rhede drei Kriegsschiffe. Die Hauptmacht der griechischen Flotte hatte gestern Salonik verlassen; sie eskortierte die Transportschiffe, auf welchen eine bulgarische Division nach Dedeagatsch geschafft wurde.

Der europäische Anstrich von Salonik konzentriert sich auf den Quai und auf drei Hauptstraßen: Rue Sabri Pacha, Rue Hamidié, Grande Rue de Wardar. Diese

Straßen mit ihren eleganten Modegeschäften waren der Stolz des modernen Türken. Aber eine zu glänzende Vorstellung darf man sich davon nicht machen; wir sahen sie allerdings an einem Regentag, aber da waren sie auch zu einem See verwandelt. Was zwischen diesen Straßen liegt, erinnert an italienische Hintergäßchen oder aber es sind noch orientalische Quartiere. Gerade der Basar ist noch recht ursprünglich, dort ist auch der Sammelpunkt der Türken. Das dominierende Element der Bevölkerung von Saloniki bilden die Juden; sie machen die Hälfte der Bevölkerung aus und sind in allen Volksschichten vertreten. Die Lastträger am Hafen, die Hamal, sind Juden, kräftig gebaute, starke Leute mit edlen Gesichtszügen, die aber sofort den semitischen Typus erkennen lassen. In allen Geschäften trifft man Juden; auf der Straße begegnet man jüdischen Frauen und Mädchen, die im engen Rock und mit großem Hut herumspazieren, während die Jüdin der ärmern Klasse noch ihr Nationalkleid trägt, einen bunten Rock und auf dem Kopf ein seidenes Tuch, das am Scheitel befestigt, auf den Nacken herabfällt. Am Boulevard Hamidié stehen die Villen der Juden, die durch den Handel reich geworden sind.

Eine besondere Bevölkerungsklasse in Salonik bilden die D ö n m e. Es sind dies Juden, die sich vor einem Jahrhundert zum Islam bekehrt haben; ihr Name kommt vom türkischen Wort dönmek, welches die Bedeutung hat, sich wenden. Sie sind weder von den Juden noch von

den Moslems gerne gesehen. Sie bildeten stets eine Sekte für sich und waren nie sehr eifrig in der Beobachtung der Vorschriften des Islam. Bei mehreren Gelegenheiten zeigten sie sich auch feindlich gegen die Juden. Sie und die Juden von Salonik spielten in der jungtürkischen Bewegung eine große Rolle. Dschavid der bekannte Fi- nanzminister der jungtürkischen Regierung war ein Sa- loniker Dönme.

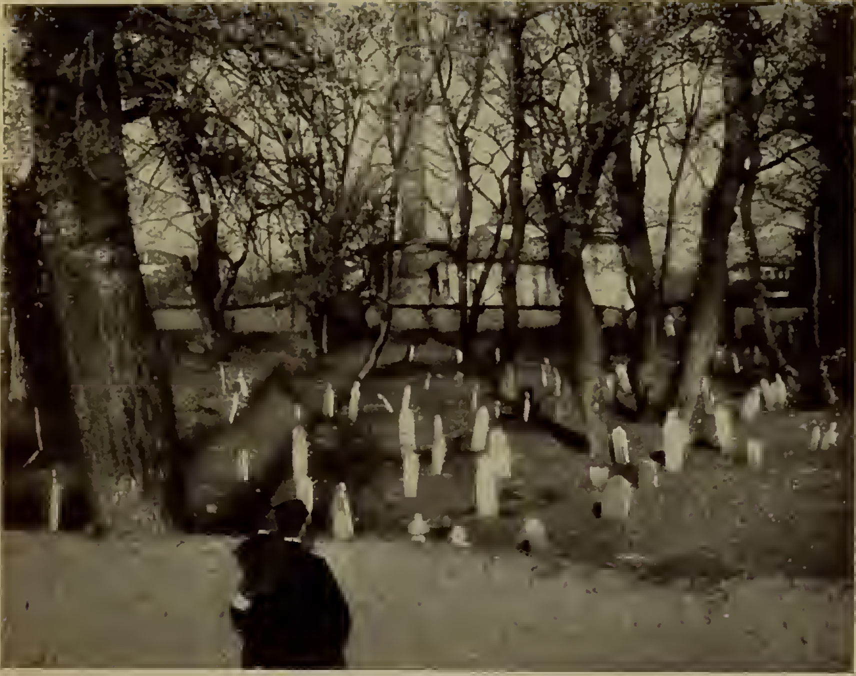
Durch den Fleiß und den Geschäftssinn der jüdischen Bevölkerung ist Salonik zum mächtigen Handelsempo- rium geworden. Als Hinterland hatte es ganz Mazedo- nien. Über das Schicksal Saloniks wurde viel gesprochen. Die Juden schienen keineswegs sehr erbaut über die griechische Herrschaft. Einer sagte ganz deutlich: „Si Salonique venait à être annexé définitivement à la Grèce, c'en est fait de son trafic et de son importance économique.“ In der Tat beruht die Bedeutung auf seinem großen Hin- terland. Wenn es nun griechisch und durch Zollschranken vom übrigen Mazedonien abgeschlossen wird, so wird ihm dadurch die Hauptquelle seiner Größe entzogen zu gun- sten kleiner Häfen wie Kavalla und Dedeagatsch, die dann die Aus- und Einfuhr Bulgariens und des bulga- rischen Mazedoniens übernehmen werden. Wohl die beste Lösung wäre nach dem Urteile objektiver Politiker die Erklärung Saloniks zu einem Freihafen oder die Schaffung eines internationalen Gemeinwesens. Diese Lösung birgt aber viele Schwierigkeiten, sodaß wohl der

Freihafen das Wahrscheinlichste ist. Wenn diese Lösung durchdringt, wird es auch weniger Bedeutung haben, ob nun die Griechen oder Bulgaren die Stadt besitzen werden. Salonik wird das Emporium der Balkanländer werden, durch welches alle Transitgüter zollfrei durchgelassen werden. Durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes in Mazedonien wird dann Salonik immer mehr gewinnen. Die Lage von Salonik im Süden und zugleich im Osten von Europa macht diesen Ort zu einer wichtigen Station im europäisch-orientalischen Verkehr. Der Seeweg von Salonik nach Port-Said ist erheblich kürzer als von Brindisi nach Port-Said. Es ist anzunehmen, daß nach Ausbau der Linie Mitrovitza-Bosnien — der sogenannten Sandschakbahn — und der schweizerischen Adriabahn der englisch-indische Reiseverkehr seinen Weg über Salonik nehmen wird.

In Salonik bekamen wir nach langer Zeit wieder einmal Zeitungen zu Gesicht. Zwar waren sie mehr als zehn Tage alt. Da erfuhren wir von der Schlacht von Lüle Burgas, von den Kämpfen an der Tschataldscha-Linie und vom Waffenstillstand. Als wir Monastir verließen, hatten wir bereits den Plan ins Auge gefaßt, nach dem östlichen Kriegsschauplatz zu reisen und im Sanitätsdienst bei den serbischen Truppen vor Adrianopel zu arbeiten. Dieser Plan wurde nun durch die neuen Nachrichten hinfällig.

Am 4. Dezember verließen wir mit dem serbischen

Armeestabe Salonik. Bei G ü m e n d s c h e hielt der Zug an der Wardarbrücke. Von dieser war eine Pfeilerverbindung von den Türken gesprengt worden. Wir verließen den Zug und marschierten einer hinter dem andern, an der Spitze der Kronprinz, auf den schwankenden Brettern über den provisorischen Steg. Ein kalter Wind heulte durch das Flußtal und drohte uns fast in die braunen Fluten zu werfen. Am andern Ufer wartete bereits ein serbischer Zug auf uns, mit dem wir gleich weiter fuhren. Bei der nächsten Station D s c h i s d s c h e l j i erreichten wir die serbische Militärzone und es war wohltuend bei den Stationen wieder die währschaften serbischen Wachtposten zu sehen. Die französischen und türkischen Aufschriften der Stationsnamen hatten schon überall den kyrillischen Namen Platz gemacht. Bald nach Dschisdschelji fuhren wir durch das Demirkapu, das eiserne Tor des Wardar. Zwischen senkrechten kahlen Felswänden braust der Wardar dahin, schrill tönte das Pfeifen der Lokomotive in dieser wilden Schlucht. Doch nicht lange dauerte es und das Tal verbreiterte sich wieder und fruchtbare Gefilde dehnten sich zu beiden Seiten des Flusses aus. Bald wurde es dunkel und nach fast zwölfstündiger Fahrt erreichten wir wieder unser altes Skoplje. Das frühe Dunkelwerden des Abends, im November setzt schon um vier Uhr Dämmerung ein, kommt daher, daß diese Länder an der östlichen Grenze der Erdzone liegen, welche nach der mitteleuropäischen Zeit die Stun-



51. Mohammedanischer Friedhof in Skoplje



52. Dr. von Oettingen Dr. A. Vischer
W. E. Fisher, F. R. C. S., Arzt des Britischen Roten Kreuzes

den zählt. Die Ortszeit geht somit der offiziellen Zeit erheblich voraus.

Glücklicherweise fanden wir im Hotel Liberté noch Unterkunft. Am andern Morgen machten wir uns früh nach dem türkischen Spital auf, unserm ehemaligen Arbeitsfelde, wo wir unsere ganze Ausrüstung zurückgelassen hatten. Skoplje hatte während unserer Abwesenheit wieder den Anblick einer friedlichen Stadt gewonnen. Schon gestern bei unserer Ankunft bemerkten wir zu unserm Erstaunen beleuchtete Straßen. Heute sahen wir sogar Straßenreiniger an der Arbeit. Auch das türkische Spital hatte große Veränderungen durchgemacht. An dem Flaggenmast flatterte neben dem Roten Kreuz noch der Union Jack. Die Britische Rote Kreuz Expedition war nämlich eingezogen. Der Leiter, Major Douglas V. C., war gerade vor dem Eingang beschäftigt, als wir uns ihm vorstellten. Er begrüßte uns sofort aufs freundlichste. Wir konnten nun gleich erfahren, was englische Gastfreundschaft auch in Kriegszeiten bedeutet. Sofort ließ er durch zwei seiner Sanitätssoldaten uns ein warmes Bad bereiten. Die Ambulanz führte nämlich zusammenklappbare Badewannen mit. Nach der wohltuenden Reinigung wurde uns ein wunderbares Frühstück vorgesetzt. Wir lernten dann auch die andern vier Ärzte der Expedition kennen, einen Militärarzt und vier Zivilärzte. Außerdem waren noch mehrere Studenten der Medizin dabei und achtzehn Pfleger. Die

Leute waren acht Tage nach unserer Abreise in Skoplje angekommen. Ihre Absicht war eigentlich gewesen, bis nach Monastir vorzudringen. Zum Transport der Ambulanz von Veles über den Prissat hätte es aber vierzig Ochsenwagen gebraucht, und diese konnte ihnen die serbische Sanitätsleitung nicht zur Verfügung stellen. Major Douglas führte uns durch die Krankensäle. Wie sah es da anders aus! Jeder Patient hatte ein Flanellnachtkleid an, die Betten waren mit frischer sauberer Wäsche überzogen. Ein Patient mit einem Schuß durch die Wirbelsäule lag auf einem Luftkissen. Die frakturierten Glieder waren mit originellen improvisierten Streckapparaten versehen. Die Ambulanz hatte eben auch einen Tischler, der diese Sachen nach Angaben der Ärzte anfertigte. überall merkte man, wie praktisch und reichlich die Expedition ausgerüstet war. Für ihre Ausgaben stand ihr allerdings auch ein Fonds von fast 200,000 Fr. zur Verfügung. Das britische Rote Kreuz hatte sechs solche Expeditionen auf den Kriegsschauplatz geschickt, je eine zu den Balkanstaaten und zwei zu den Türken. Es ist nur zu bedauern, daß es nicht möglich war, diese Ambulanzen weiter vorne an der Front in Tätigkeit zu setzen. Welchen Segen hätten sie in Monastir stiften können! Aber auch hier leisteten sie Hervorragendes. Gewiß war für manchen armen Soldaten sein Aufenthalt bei den Engländern die schönste Zeit seines Lebens.

Bald konnten wir uns bei Oberst Gentschitsch zu-

rückmelden. Er war nämlich ebenfalls in den Spital gekommen; er pflegte jeden Morgen eine Runde durch alle Lazarette zu machen. Seiner Energie war es zu verdanken, daß die zu unserer Zeit noch unvollendete Wasserleitung fertig gestellt und der Spital mit dem so nötigen fließenden Wasser versehen wurde.

Oberst Gentschitsch führte uns dann zum Bahnhof und zeigte uns dort einen Spitalzug, der eben von Veles eingetroffen war und Verwundete aus Monastir brachte. Wir erkannten darunter mehrere, denen wir nach der Schlacht einen Verband angelegt hatten. Der Spitalzug bestand aus etwa zwanzig Personenwagen, aus denen alle Bänke entfernt worden waren. In jedem Wagen hatte man durch sinnreiche Hängevorrichtungen acht bis zwölf Schwebebetten eingerichtet. Daneben waren auch gewöhnliche Waggons angehängt, in denen die Leichtverwundeten Platz nahmen. In der Mitte des Zuges war ein Wagen eingekoppelt, der einen Operationsraum enthielt. Der Zug war gut geheizt. Jedenfalls leisteten diese Spitalzüge sehr gute Dienste. Wie uns der Chef des Sanitätsbahndienstes mitteilte, bestanden immer gewisse Schwierigkeiten, bis wieder ein Spitalzug eingeschaltet werden konnte. Die Heeresleitung willigte nur ungern darein, die Munitions- und Proviantzüge zurückzustellen.

Oberst Gentschitsch hatte die serbischen Frauen von Skoplje zu Hilfskolonnen organisiert. Auf dem Bahnhof

mußten sie den Verwundeten, die im Spitalzug ankamen, warme Getränke darreichen.

Wir blieben noch mehrere Tage in Skoplje. Arbeit fanden wir zwar keine mehr. Außer der englischen waren noch drei russische, je eine rumänische und eine französische Ambulanz hier in Tätigkeit. Wir benützten die Zeit, um diese Lazarette zu studieren. Wir konnten viele sehr interessante Beobachtungen machen. Besonders anregend war auch der Verkehr mit dem bekannten deutschen Kriegschirurgen Dr. von Oettingen, der im Militärspital auf der Citadelle seine Tätigkeit entfaltete. Er hatte während des russisch-japanischen Krieges ein Lazarett in Mukden geleitet und brachte von dort eine reiche Erfahrung mit. Die fremden Kollegen beneideten uns um unsere Tätigkeit an der Front. Sie waren alle ziemlich geraume Zeit nach Kriegsausbruch in Serbien eingetroffen und nun war schon ein Waffenstillstand abgeschlossen worden.

Sehr schön waren die russischen Ambulanzen eingerichtet. Auch diese verfügten über ganz gewaltige Mittel. Zwei davon hatten sich im sogenannten türkischen Gymnasium, die dritte in einem Internat niedergelassen.

Den guten Einrichtungen der russischen Ambulanzen lagen wohl die Erfahrungen aus dem mandschurischen Kriege zugrunde. Ermöglicht aber wurde die glänzende Ausstattung durch die reichlichen Geldmittel, mit welchen

das russische Rote Kreuz ausgerüstet ist. Diese Institution hat in Rußland viele Gönner. Es ist, wie wir hörten, nichts Außergewöhnliches, daß dort reiche Stiftungen ausgesetzt werden, mit denen eine ganze Ambulanz ausgestattet werden kann. Eine solche aus Privatmitteln unterhaltene war die St. Petersburger Expedition. Diese hatte 120 höchst zweckmäßige, zusammenlegbare Betten mitgebracht, verfügte über eine tadellose Operationssaaleinrichtung mit Sterilisator und über eine Feldküche. Selbst die Ausstattung einer Kapelle durfte nicht fehlen. Die Behandlung der Verwundeten versahen drei Ärzte. Als Pflegepersonal dienten etwa sieben ausgebildete Krankenschwestern und noch eine größere Zahl von Wärtern.

Die beiden andern russischen Hilfsspitäler wurden von den Städten Moskau und Kiew unterhalten. Für die Ärzte aller dieser Institute war es natürlich eine gewisse Enttäuschung, daß der Krieg schon zu Ende war.

Am Vorabend unserer Abreise nach Belgrad hatten wir noch die Ehre, zur Tafel des Oberkommandos ins einstige türkische Offizierskasino eingeladen zu werden. Wir wurden dabei dem stellvertretenden Chef des Generalstabes, General Mischitsch vorgestellt. Was uns besonders auffiel, war, wie einfach es dabei zuging. Als einzigen Luxus könnte man die sauber gedeckten Tische und die Regimentsmusik bezeichnen, die während des Mahles aufspielte. Wir hörten hier noch interessante

Daten aus dem Feldzuge; so z. B. eroberten die Serben mehr Gewehrpatronen als sie im ganzen Kriege verschossen hatten.

Auch im Generalstabe überwiegt das bäuerliche Element. Es ist dies nicht anders möglich; gibt es doch in Serbien nur zwei Städte, die eine Einwohnerzahl von über 20,000 Seelen aufweisen. Offizierskorps und Mannschaft sind nicht durch verschiedene Lebensweise und Gewohnheiten getrennt. Zwischen beiden besteht keine Kluft. Wir konnten nicht selten beobachten, wie in Speisehäusern Offiziere und Soldaten am gleichen Tische saßen. Serbien ist ein reiner Agrarstaat. Die Industrie liegt noch in den allerersten Anfängen. Ohne Fabrikbevölkerung gibt es auch kein Arbeiterproletariat. Deshalb kennt Serbien keinen Klassenkampf, der die Völker Mitteleuropas in getrennte Lager spaltet. Serbien ist das Land von Kleinbauern, eine Demokratie trotz seiner monarchischen Staatsform.

Heimreise.

Am 12. Dezember verließen wir Skoplje und erreichten nach 34stündiger Reise endlich Belgrad. In gewöhnlichen Zeiten brauchen die Züge dazu 14 Stunden.

Auf der Fahrt begegneten uns zahlreiche Güterzüge; wie wir nachher erfuhren, enthielten sie die Staatsarchive und Bankreserven des serbischen Staates. Diese wurden aus Furcht vor einer österreichischen Besetzung von Belgrad weggeschafft und nach Nisch verbracht. In Belgrad wurde kaum mehr vom türkischen Kriege gesprochen. Die Freude über die glänzenden Leistungen der serbischen Armee in Mazedonien und Albanien war dahin. Fragend sahen die Leute hinüber über die Save nach Semlin und nach den Hügeln Syrmiens; niemand wußte, ob nicht schon am nächsten Tage der Einmarsch der österreichischen Heeresmacht erfolgen werde. Serbisches Militär stand keines in Belgrad, abgesehen von einigen Landsturmkompagnien, welche den Ordnungsdienst in den Krankenhäusern und bei den gefangenen Türken besorg-

ten. Alle Linien- und Landwehrtruppen standen noch in der Türkei. Von „den Rüstungsmaßnahmen Serbiens an der österreichischen Grenze“, von denen wir später in einem Wiener Blatte lasen, konnten wir nichts bemerken.

Fand sich bei Beginn des Krieges die fremde medizinische Hilfe nur spärlich ein, so herrschte jetzt in Belgrad beinahe ein Überfluß an Ärzten. Im Dezember waren über 200 ausländische Ärzte in den serbischen Hilfsspitälern tätig und frische Expeditionen hatten sich noch angemeldet. In Belgrad wirkten Ambulanzen Deutschlands, Belgiens, Rußlands, Österreichs und Ungarns. Wenige Nationen Europas waren bei dieser Roten Kreuz-Arbeit nicht in irgend einer Weise vertreten. Wir fanden jetzt keine Beschäftigung mehr in Belgrad. Frische Verwundete kamen ja keine mehr. Die alten waren meistens schon auf dem Wege der Besserung. Die Spitäler begannen sich langsam zu leeren.

Am 22. Dezember verließen wir Belgrad — fast neun Wochen nach unserer Ankunft. Was hatte sich nicht alles verändert in dieser folgenschweren Zeit! Ein altes, mächtiges Reich lag gedemütigt am Boden, niedergeschlagen durch den wuchtigen Anstoß junger Völker. Neue ernste Fragen waren dadurch aufgerollt worden. Die Ereignisse in Thrazien und Mazedonien fanden starken Widerhall in Europa. In London verhandelten jetzt die Delegierten der kriegführenden Staaten über die Friedensbedingungen.

Der Semliner Bahnhof war diesmal nicht öde und ausgestorben wie bei unserer Herreise. Österreichische Soldaten hielten den Bahnsteig besetzt. Dann ging es durch die wunderbare Pußtenlandschaft Ungarns, deren Bäume und Gräser vom feinsten Rauhreif überzogen in der Wintersonne glänzten, der Heimat entgegen.

Inhaltsverzeichnis.



